

Zürcher Studierendenzeitung

1000

JAHRE

345

REDAKTOR*INNEN

1264

AUSGABEN

1

ZEITUNG

News

5 Prothese mit Gefühl

Fortschritte in der Forschung

6–8 «Yes, Anreize reichen»

Rektor Schaepman im Interview

8 Die Uni zieht nach

Gratis Mensprodukte in WCs

9 Nationale Wahlen

Jungpolitiker*innen im Porträt

11 Open Science

Wie zugänglich ist Wissenschaft?

11 Unterrepräsentiert

Forscherinnen an der ETH

Kultur

13 Oper in hip

Junge Musikstudis machen's vor

14–15 Tod in Zürich

Ein Festival übers Sterben

18 Kreis Vier represent

Rapper Sic4rio im Portrait

Jubiläum

22–23 Zeitstrahl

100 Jahre Zeitgeschichte

24 Zo , Zo , Zo !

Das ZS-Jubiläumsbuch

24 «Frecher Siech»

Ruedi Widmer zurück bei der ZS

26 Einmarsch der Frontisten

Als der ZS faschistisch war

27 Was bin ich?

Max Frisch gibt sein Debüt

29 Stacheldraht und Bettsocken

Studis berichten vom Militärdienst

30 Männertränen

Das Frauenstudium polarisiert

31 «Ihr ergebener Thomas Mann»

Ein Leserbrief vom Schriftsteller

33 Germanistik vs. Kunst

Gedanken von Hermann Burger

34 Züri brännt

Der ZS als Brandbeschleuniger

36 Plötzlich ist die Welt anders

Eine lesbische Liebeserklärung

37 Pyjamparty im Lichthof

Studis wollen die Unitopie

39 Forschung für Profit

Unternehmen an den Hochschulen

40 Die Geburt des VSUZH

Studis können wieder mitreden

13 Kolumne

17 Bildbox

17 Rezension

19 Comic

22–23 Zeitstrahl

41 Rätsel

42–43 Jubiläumssenf

Zum Geleit

Editorial — 100 Jahre ist es her, dass sich zwei Studenten der Universität Zürich an die Arbeit machten und die erste ZS-Ausgabe lancierten. Das Ende des Ersten Weltkriegs lag erst fünf Jahre zurück, der Beginn des Zweiten nur 10 Jahre in der Zukunft, das Europa von damals war noch ein anderes. Und doch gibt es Parallelen zu heute: Ein populistischer Nationalismus war am erblühen, mit der Spanischen Grippe hatte gerade eine tödliche Pandemie die Erdbevölkerung durchseucht und eine Weltwirtschaftskrise stand schon in den Startlöchern.

Auch den Medien ging es nicht allzu gut. Trotzdem wollten es die Redaktoren Hermann Witzthum und Max Paul Schreiber mit einer neuen Zeitung versuchen, damals als Sprachorgan der Studentenschaft der Uni Zürich (SUZ) gegründet. Ob sie wohl ahnten, dass es ihr Blatt zehn Jahrzehnte machen würde? Die ZS hat eine turbulente Geschichte und erweist sich als interessantes Zeitdokument. Um dieses zu erkunden, wurden in Zusammenarbeit mit der ETH Zürich sämtliche Jahrgänge digitalisiert und auf der Plattform E-Periodica erneut veröffentlicht. Dort können alle seit 2022 auf den reichen Schatz Zeitgeschichte zugreifen.

Zudem haben drei ehemalige Redaktoren der ZS ein Buch herausgegeben, das im August erschienen ist. Dafür haben sie den etwa 50'000 Seiten grossen Fundus durchleuchtet und eine 352 Seiten starke Sammlung zusammengestellt (Seite 24).

Im Buch wird etwa dokumentiert, wie sich die ZS immer wieder neu ausrichtete. So war sie während der 1930er-Jahren rechtsradikal und nach Kriegsende bürgerlich-konservativ geprägt. 1968 forderte sie zusammen mit linken Kräften eine neue Gesellschaftsordnung und blieb von hier an linken Anliegen verpflichtet. Durch das Jahrhundert hiess diese Zeitung mal «Zürcher Student», dann «Zürcher Student/in», später «Zürcher Studentin» und schliesslich «Zürcher Studierendenzzeitung» – und stand etliche Male vor dem Aus. Doch sie hat überlebt und heute geht es ihr so gut wie selten. Das muss gefeiert werden!

Die Redaktion hat dieses Semester nicht nur zahlreiche Veranstaltungen geplant, von denen ihr schon gehört habt oder noch hören werdet (die erste ist ein Podium über Social Media und Journalismus am 28. September

um 19 Uhr in der Aula der Uni Zürich, kommt vorbei!) – nein, auch die vorliegende Ausgabe ist eine ganz besondere. Nicht allein, weil die Zahl 100 draufsteht, sondern weil wir uns eben auch Mühe gegeben haben, etwas Besonderes zu machen. Dass wir auf ein Broadsheet-Format inklusive neuem Logo und Design gewechselt haben, dürfte euch schon aufgefallen sein. Dass das auch so toll aussieht, haben wir Abhash Mittal zu verdanken, der für uns ein stilvolles und frisches Layout entworfen hat. Dazu mehr auf der nächsten Seite.

Auch inhaltlich erwartet euch einiges. Wir haben diesmal eigentlich zwei ZS' gemacht. Denn während wir auf unseren üblichen News- und Kulturteil nicht verzichten wollten (die Berichterstattung darf schliesslich nicht aussetzen!), mussten wir unserem Jubiläum schon mal einen separaten Bund widmen: Eine Sammlung alter Texte aus unserem Archiv markiert historische Ereignisse, universitäre Turbulenzen, Gastbeiträge von Starschreiber*innen wie Max Frisch und Annemarie Schwarzenbach, aber auch beschämende Momente, etwa als der ZS mit den Faschisten sympathisierte.

Dazu kommen eine prächtige Coversammlung, ein Comic-Strip vom Ex-ZSler und berühmten Cartoonisten Ruedi Widmer höchstpersönlich und eine Spezialausgabe unserer Senfseite, mit aktuellen und alten Redaktor*innen – nicht wenige davon heute prominente Medienschaffende.

Der aktuelle Anlass soll auch dazu dienen, über studentisches Engagement zu reflektieren. Dieses wird nicht einfacher: Die ECTS- und marktwirtschaftlich orientierte Universität ist nicht gerade eine Ode an die Musse, ans Kreative, ans Über-den-Tellerrand-Hinausschauen. Umso wichtiger, umso wunderbarer, dass es mit der ZS weitergeht und so auch mit der unabhängigen und kritischen Betrachtung des Schweizer Hochschulplatzes. Denn überall, wo es an differenziertem Journalismus und Innovation fehlt – das lehrt uns die Geschichte, nicht zuletzt unsere eigene –, ist bald die Hölle los.

Nun aber genug geprahlt, schlägt die Seiten um, lest, staunt, versinkt in 100 Jahren ZS! Auf etliche weitere Jahrhunderte!

**Für die Redaktion,
Lukas Heinser und Carlo Mariani**

Im neuen Gewand

Die ZS erhält zum Jubiläum ein frisches Design.

Carlo Mariani

Die ZS war mal so klein wie ein Notizbuch, mal so gross wie eine gewöhnliche Tageszeitung und von den Nullerjahren bis zur letzten Ausgabe so gross wie ein Magazin. Zum Jubiläum stellen wir euch unsere Zeitung in einem neuen, grösseren Format vor. Denn obwohl wir einen frischen Onlineauftritt haben und den sozialen Medien mehr Beachtung schenken, insbesondere dem Auftritt auf Instagram, bleibt die gedruckte Zeitung der Kern unserer Arbeit.

Wer die gedruckte Ausgabe der ZS liest, hat etwas in der Hand und kann in einen anderen Modus schalten – weg von allen Ablenkungen, die ein Computer oder ein Mobiltelefon verursachen. Wir wollen damit einen Kontrapunkt setzen und ein wertvolles, auch haptisches Leseerlebnis bieten. Mit dem grösseren Format wollen wir euch Leser*innen ausserdem besser durch die Zeitung führen und durch eine stärkere Gewichtung und Bildsprache noch mehr Abwechslung bieten.

Im neuen Design steckt erstaunlich viel Frankreich drin. Als Inspiration für das Format diente uns eine «Gazette», die einem Redaktor der ZS zufälligerweise in einem Pariser Café in die Hände gekommen ist. Die einzigartige Grösse der Zeitung, kleiner als Schweizer Tageszeitungen, hat uns die Möglichkeit aufgezeigt, dass auch wir eine «richtige Zeitung» machen können, ohne zu viel Platz in den meist kleinen WGs der Studis einzunehmen. Als zweite Inspirationsquelle diente die linksliberale Libération mit vergleichsweise breiten Seiten. Diese Tageszeitung gibt den Bildern viel Platz, was uns und insbesondere unserer Bildredaktion sehr gefallen hat.

Von da an haben wir das Projekt dem Grafi design-Studenten Abhash Mittal übergeben. Er studiert im Bachelor an der Zürcher

Hochschule der Künste und hat sich im Ehrenamt der Umgestaltung dieser Zeitung gewidmet. Abhash hat auf unseren Wunsch hin auch ein neues Logo gestaltet. Dafür hat er sich von einer Schrift des niederländischen Designers Piet Zwart inspirieren lassen. Zwart, geboren 1885, gilt als bedeutender konstruktivistischer Designer und Pionier der modernen Typographie. «Er strebte nach Einfachheit in seinen Werkzeugen, ein Beispiel dafür ist sein Plädoyer für die Abschaffung der Gross- und Kleinschreibung», sagt Abhash.

Titelschrift aus Zürich

Zwarts Schriftschnitt fand er auf niederländischen Briefmarken von 1931 und 1932. «Die drei von Zwart herausgegebenen Marken waren damals eine Anomalie, da die Verwendung von Fotografien lebender Menschen oft als zu stark angesehen wurde», so Abhash. «Ausserdem wurde die Grotesk-Schrift – eine serifenlose Schrift – als sehr funktional angesehen und wäre kaum für eine kleine, zierliche Briefmar-

ke in Frage gekommen.» Für das Layout unserer Zeitung war es Abhash wichtig, Schriften von Grafikbüros aus der Schweiz zu wählen – am besten aus Zürich, um der ZS gerecht zu werden. So hat er für die Titel eine Schrift des Zürcher Büros «Norm» genommen. Beim renommierten Grafikbüro ist der Name Programm: Konsequente Regelwerke wie Raster, Proportionen und Modularität sind das Markenzeichen.

Das neue Zeitungskonzept reiht sich laut Abhash in eine «dynamische Schweizer Tradition» des Grafi designs ein. «Die Zürcher Studierendenzeitung ist 100 Jahre alt. Dazu passt ein Design, das sich auf altbewährte Grundlagen stützt. Gleichzeitig soll es aber den Charakter des progressiven, jungen Blattes widerspiegeln», sagt Abhash. Die Redaktion will eine Zeitung, die ernst genommen wird. Eine, die in unsere Zeit passt. Und wir finden dass Abhash den Nerv getroffen hat: Ihr haltet eine Zeitung in der Hand, die 100 Jahre alt und dennoch frisch und wagemutig ist.



Von diesen Schriftzügen ist das neue ZS-Logo inspiriert: Niederländische Briefmarken aus 1931 und 1932, entworfen vom Designer Piet Zwart. Fotos: zVg



Wichtiges in Kürze

ETH wird von Lobbyisten bezahlt
Forschungsfreiheit – Im März eine Studie zur Energiewende, bezahlt von der Solarbranche; nun eine Studie zur Kernkraft, finanziert vom AKW-freundlichen Wirtschaftsdachverband Economiesuisse: Die ETH lässt ihre Forschung von Lobbyorganisationen bezahlen und setzt damit ihre Unabhängigkeit aufs Spiel, wie ein Artikel in der «SonntagsZeitung» zeigte. Kritik daran gibt es aus den eigenen Reihen: «Bei solchen Studien besteht die Gefahr, dass das Resultat die Interessen des Auftraggebers unterstützt und dass das Studienergebnis missbraucht wird, um einen Sachverhalt medial einseitig darzustellen», sagt der ETH-Klimaforscher Reto Knutti. (kai)

Neue App für Studierende

Relaunch – Bis 2022 erhielten Studis auf der «Bestande»-App einen Überblick über alle gebuchten Module, hatten Einsicht in ihren Stundenplan und konnten ihre Noten und den Notendurchschnitt berechnen. Nun wurde die App, die von Uni-Studierenden kreiert wurde, unter dem Namen «Maticula» neu lanciert. Die früheren Tools wurden ergänzt mit einer Chat-Funktion und der Möglichkeit, Module zu bewerten. Zudem können Studis nun auf der App nach Jobs suchen. (kai)

Neugewählter VSETH-Vorstand

Studivertretung – Der Verband der Studierenden der ETH hat seit diesem Semester einen neuen Vorstand. Die Informatikstudentin Julia Bogdan ist die neue Präsidentin. Sie war bisher im Verein der Informatikstudis engagiert. Das Vizepräsidium hat neu Mathematikstudentin Klara Sasse inne. Im Vorstand sitzen des Weiteren ab sofort auch Clément Lefebvre, Lisa Bachmann, Jana Lea Fuchs, Miro Kiener, Bastian Ksinsik, Zoe Przygienda, Sophie Schulz und der seit 2020 angestellte geschäftsführende Sekretär Alexander Beck. (mac)

Bund will weniger Kunststudis

Markunfähig – Ausgerechnet das Bundesamt für Kultur (BAK) stört sich an der steigenden Anzahl Kunststudis: Es würden zu viele ausgebildet, und ihre Ausbildung erfülle die Bedürfnisse der Wirtschaft nicht. Heute gibt es 30 Prozent mehr Kulturschaffende als noch vor zehn Jahren. Nun soll reflektiert werden, «wie die Attraktivität von Studienbereichen und die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt besser in Einklang zu bringen sind». (lea)

Cassis liest keine Zeitungen mehr, sie helfen ihm nicht, die Energie zu finden, wie er kürzlich sagte. Jetzt krebst er zurück:



Hier zeichnet Noah Liechti von «Die Präsenz» für die ZS.

BAD OMENS

01. FEBRUAR 2024
HALLE 622 - ZÜRICH

KRIEGERE TE HELVETE TOUR 2023
BY ARRANGEMENT WITH K2 AGENCY



Tweleton

SUPPORT: **CANDER CATS**

22. OKTOBER 2023
KOMPLEX 457
ZÜRICH

TICKETS AUF TICKETCORNER.CH

FREIHEIT LIEBES FREIHEIT



SAMRA TOUR 2023

24.10. ZÜRICH
X-TRA

TICKETS UNTER TICKETCORNER.CH

Blackwater
HolyLight



WITH
IRON JINN

Chapel of Roses Tour

14. NOVEMBER 2023
KOMPLEX KLUB
ZÜRICH

BY ARRANGEMENT WITH K2 AGENCY



ATREYU

WE WANT YOUR SKULLS
World Tour 2023

29. NOVEMBER
DYNAMO - ZÜRICH

TICKETS UNTER TICKETCORNER.CH



FEINE SAHNE FISCHFILET

WEIL'S JEDEN TAG BRENNT
— WINTER 2023 —

ZÜRICH

13.12. / HALLE 622

architects

europa tour 2024 — Spiritbox · LOATIE

07 FEVRIER 2024
THE HALL - ZÜRICH



BILLETS SUR TICKETCORNER.CH

Wenn sich das Gehen wieder natürlich anfühlt

Ein ETH-Forschungsteam hat eine neue Beinprothese entwickelt. Sie könnte das Leben mit Amputation merklich verbessern.

Serafin Jacob (ext) / Salomon Aengenheyster-Aber (Illustration)

Künstliche Gliedmassen wurden schon im alten Ägypten eingesetzt, und raffinierte Konstruktionen finden sich bereits im frühen neunzehnten Jahrhundert, zum Beispiel die von der Feinmechanikerin Caroline Eichle entwickelte Beinprothese, deren Kniegelenk beweglich war und somit vergleichsweise angenehmes Laufen und Treppensteigen ermöglichte. Mit der Verbreitung von Mikroprozessoren und modernen Materialien wurden immer komplexere und effizientere Prothesen möglich.

So vertreten manche Wissenschaftler*innen beispielsweise die Meinung, dass die Beinprothesen des Sprinters Oscar Pistorius ihm beim Rennen einen Vorteil verschaffen.

Die natürliche Empfindung wiederherstellen

Im Alltag sind Kunstglieder jedoch noch weitaus weniger praktisch als natürliche Körperteile. Laufen wird zu einer anstrengenden Tätigkeit, die Feinmotorik ist für filigrane Tätigkeiten zu wenig ausgereift, und selbst wenn die motorischen Fähigkeiten wiederhergestellt werden können, fehlt immer noch das Gefühl in den Beinen. Im Vergleich zum schnellen Fortschritt bei Handprothesen stockt die Forschung bei Beinprothesen.

Ein Forschungsteam bestehend aus Wissenschaftler*innen der ETH veröffentlichte vor wenigen Wochen einen Vorabdruck ihrer neuen Forschungsergebnisse, in dem sie eine optimierte Beinprothese vorstellen. Die bisherigen Apparaturen stimu-

lieren die Nerven entweder nicht oder durchgehend unerschwerig. In beiden Fällen fällt es den Betroffenen schwer, den Ersatz als Teil ihres Körpers zu sehen.

Dies kann zu Phantomschmerzen führen: Dort, wo einmal das Bein war, fühlt man unangenehme Empfindungen. Auch Alltagsbewegungen sind deutlich fordernder als bei Menschen ohne Prothesen, vor allem, da keine Rückmeldung seitens des Beins kommt. Genau dieses Problem haben die Wissenschaftler*innen ins Visier genommen, mit dem Plan, eine Prothese zu entwickeln, die natürliche Empfindungen beim Laufen wiederherstellt.

Für diese Aufgabe simulierten sie zuerst in einem Computermodell, wie eine Verformung des Fusses durch die Nerven weitergeleitet wird. Zur Veranschaulichung: Wenn man seinen Fuss auf dem Boden kreisen lässt und dabei jeweils einen Teil in der Luft hält, bemerkt man, wie unterschiedlich sich die verschiedenen Bereiche anfühlen. Um zu verstehen, wie künstliche Stimulation in Nervenimpulse übersetzt wird und wie diese dann zum Gehirn weiterwandern, wurde bei zwei Katzen operativ ins Gehirn eingegriffen, sodass nur noch ihre Reflexe erhalten blieben und selbständige Bewegungen unmöglich wurden. Danach wurden mittels leichter Stromstösse und einem Wattestäbchen Reize ausgeübt und die Aktivität im Nervensystem der Tiere gemessen. Die so gewonnenen Einsichten darüber, wie Druck durch elektrische Impulse imitiert

werden kann, wurden daraufhin an drei Proband*innen verifiziert. Alle gaben an, dass sich die gezielte Stimulation deutlich natürlicher anfühle als durchgehende elektrische Impulse. Somit war die Grundlage für die praktische Implementierung geschaffen.

Bei der neu vorgestellten Prothese leitet eine mit Drucksensoren ausgestattete Sohle die auf den Fuss ausgeübte Kraft in das künstliche Knie weiter, wo ein Mikroprozessor das mechanische Signal in ein elektrisches umwandelt, welches über Elektroden an die Nerven im nicht amputierten Oberschenkel übertragen wird.

Wie jede wissenschaftliche Neuerung musste auch diese Erfindung im Experiment reüssieren. Hierzu sollten die Proband*innen erst Treppen laufen und danach während dem Gehen ein kurzes Wort rückwärts buchstabieren.

Schneller und sicherer dank Feedbackmechanismus

In beiden Versuchen schnitt die neu entwickelte Prothese mit angepasstem Feedback besser ab als die dauerhaft stimulierende Alternative. Insbesondere konnten die Versuchspersonen schneller und sicherer Treppen laufen sowie deutlich korrekter buchstabieren. Dies weist darauf hin, dass die mentale Anstrengung beim Gehen reduziert wurde. Mit Prothesen wie dieser können in Zukunft womöglich Menschen mit Amputationen ein einfacheres Leben zurückerobern.



Die neue Prothese informiert das Hirn via elektrische Signale über Druckveränderungen.

Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, bis dieses künstliche Bein das Licht der Öffentlichkeit sieht. Doch die Welt der Prothesen entwickelt sich rasant weiter. Moderne Kunsthände spielen bereits Klavier und schreiben Kalligraphie. Damit

einhergehend wird die Grenze zwischen Menschen und Maschinen immer dünner, und es ist leicht vorstellbar, dass ein bionisches Bein, das keine Arthritis bekommen kann, in absehbarer Zeit unserem natürlichen Körper überlegen ist.

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzzeitung

Ausgabe 4/2023, 101. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag

Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2
Geschäftsleitung: Jan Bolliger
jan.bolliger@medienverein.ch

Auflage

28'164 (WEMF 2022), 30'000 (Druckauflage)

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56,
4901 Langenthal

Redaktion

Narisara Behrends (beh), Anahí Frank (af),
Jon Maurer (jon), Lea Schubarth (lea), Kai
Vogt (kai) **Bildredaktion:** Lucie Reisinger
und Linn Stählin (les) **Redaktionsleitung:**
Lukas Heinser (hel) und Carlo Mariani (mac)

Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich **E-Mail:** redaktion@zsonline.ch

Mitarbeit

Texte: Adriana Lienert-Saéz, Lisa Egger,
Ella Eloquentia, Simon Halbeisen,
Lucas Hecht Wul , Serafin Jacob (jac),
Sadaf Sedighzadeh
Bilder und Illustrationen: Salomon
Aengenheyster-Aber, Noah Liechti,
Alain Schwerzmann

Piktogramme: Marin Stojanovic

Cover und Auftakt Jubiläumsbund:

Lucie Reisinger und Linn Stählin

Korrektorat

Marco Neuhaus

Gestaltungskonzept

Abhash Mittal, Mitarbeit: Pascal Kägi
Website: www.zsonline.ch

Instagram: zs_online

Twitter: @zsonline

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency · 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 5/23: 06.10.2023

Produktionssong #4/23

The Rolling Sones – 100 Years Ago

«Es ist Zeit, wieder Humanities zu sagen»

Er will die Sozial- und Geisteswissenschaften stärken. Rektor Michael Schaepman im grossen Interview über studentisches Engagement, Inklusion und Gleichstellung an der Uni – und wie die Hochschule klimaneutral werden soll.

Carlo Mariani und Kai Vogt (Interview) / Lucie Reisinger (Foto)

Die ZS ist hundert Jahre alt!

Herzliche Gratulation! Mein Geburtstagswunsch an euch ist, dass wir uns in hundert Jahren wieder unterhalten können. Und das wäre auch wichtig angesichts der abnehmenden Medienvielfalt.

Wie hast du die ZS über die Zeit erlebt?

Meine Perspektive hat sich stark verschoben. Als ich noch studierte, war die ZS die Zeitung, die alles bestätigte, was ich auch fand. Heute als Rektor bin ich der Meinung, dass Diversität an der Uni extrem wichtig ist. Wir müssen verschiedene Stimmen zulassen und die ZS ist eine davon. Für mich könnte es an der Uni ruhig noch kontroverser sein.

Warst du in deiner Studienzeit in einem Verein engagiert?

Ja, ich war im Fachverein Geografie. Das bedeutete aber nicht nur Geo-Bier und Party. Wir haben auch heftige Briefe an die Dozierenden geschrieben!

Die Studierendenschaft war zeitweise viel stärker engagiert als heute. Bei den letzten VSUZH-Ratswahlen lag die Wahlbeteiligung bei nur 12 Prozent, unipolitische Anliegen interessieren die Studis wenig. Warum?

Die Frage ist immer, ob die tiefe Wahlbeteiligung ein positives oder negatives Zeichen ist. Auf der einen Seite können wir sagen: Wir als Uni haben sehr gut zugehört und den Studis viel Mitspracherecht eingeräumt. Strukturell haben die Studis heute viel mehr zu sagen als vor 20 Jahren. Dennoch ist es keine studierendengetriebene Universität, die Studis haben nicht die Mehrheit in den Gremien.

Die Studis haben also heute institutionell mehr Mitspracherecht. Wie steht es um das sonstige studentische Engagement?

Früher ist man traditionellerweise einem Verein beigetreten und praktisch für immer Mitglied geblieben, heute wechselt man ständig dorthin, wo es gerade passt. Das ist sicherlich ein Trend. Mir fällt aber schon auf, dass die Gesamtkosten sowie der Zeitdruck der Ausbildung gestiegen sind. Das lässt den Studierenden viel weniger Zeit für studentisches Engagement. Ich würde behaupten, dass ich während meines Studiums – noch vor der Bologna-Reform – viel mehr Zeit und weniger Druck hatte. Die Aufteilung des Studiums war viel flexibler und ich habe auch länger studiert, dafür konnte ich noch arbeiten.

Durch die Bologna-Reform wurde das Studium modularisiert, heute wird jede Leistung in Punkten gemessen. Zudem gibt es eine Studienzeitsbeschränkung.

Der Vorteil dabei ist, dass die Studierenden schneller zu einer Berufs- oder Wissenschaftskarriere kommen. Denn die Regelstudienzeit wurde durch Bologna kürzer – zum Preis von etwas weniger Flexibilität und einem zeitaufwändigeren Studium. Nach Abschluss können die Studis heute früher Geld verdienen, zahlen somit früher in die AHV ein und sind damit relevanter für das Sozialsystem. Negativ ist,

dass es für die Studis schwieriger ist, das Studium selbst zu finanzieren.

Ist es aber nicht gerade als Rektor wichtig, das Studium nicht nur als Dienstleistung für die Volkswirtschaft zu betrachten?

Das stimmt. Es ist als Uni ja nicht unsere Verantwortung, dass man nach dem Studium garantiert einen Job erhält. Ausserdem reicht es auf dem Arbeitsmarkt heute nicht mehr aus, wenn man sich als Studierende ausweist, sondern die Arbeitgeber*innen möchten ein möglichst genaues Profil sehen, inklusive aller belegten Nebenfächer und Spezialisierungen. Entlang der Einführung des Bologna-Systems haben wir die freien Wahlmöglichkeiten massiv verkleinert, damit bin ich überhaupt nicht zufrieden.

Du willst die Studiengänge wieder flexibler machen?

Ich bin der Meinung, dass die frei wählbaren Anteile innerhalb eines Studiengangs grösser sein sollten, also mehr ECTS im Studium Generale – wie früher. Das Bologna-System hat dazu geführt, dass wir die freie Studienwahl durch mehr konsekutive Studiengänge eingeschränkt haben. Ich finde dass Prüfungen – also abfragbare Leistungen – darüber entscheiden sollen, ob eine Person für einen Studiengang geeignet ist.

Ist etwas Konkretes in Planung?

Wir müssen zuerst den technischen Teil lösen, etwa die Modulbuchung besser in den Griff kriegen. Und wir haben mit gewissen Fakultäten bereits das Gespräch gesucht und gefragt, ob sie die Wahlfächer wieder weiter öffnen könnten. Ich plane aber keine neue Bologna-Reform.

Bologna hat den Bachelor als breites Grundlagenstudium angedacht, an der Uni Zürich ist das Gegenteil der Fall – man geht viel stärker in die Tiefe, mit etlichen Pflichtveranstaltungen.

Das ist die interne Kritik von Mitarbeitenden und Studierenden. Vom Markt hört man das Gegenteil, dass die Leute zu wenig spezifisch ausgebildet und nicht anschlussfähig wären. Das Spannungsfeld existiert tatsächlich, die Fakten zeigen aber: Wir produzieren keine arbeitslosen Abgänger*innen. Wenn behauptet wird, wir hätten eine Überproduktion von Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen, stimmt das insofern nicht, als die Allermeisten auf dem Arbeitsmarkt eine Stelle finden

«Es lässt sich eine gesamtgesellschaftliche Abwertung der Geisteswissenschaften und Aufwertung der MINT-Fächern feststellen. Das ist politisch gewollt», sagt Germanistikprofessor Daniel Müller Nielaba in einem NZZ-Artikel. Siehst du das auch so?

Ja, das ist natürlich ein Trend. Vor 20 Jahren begann man zu kolportieren, dass die Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen für nichts zu gebrauchen seien: eine komplette Fehlhaltung. Es entstand eine despektierliche Haltung gegenüber einer akademischen Ausbildungsrichtung. Heute geht es um Themen wie künst-



«Es wäre falsch, den Klimawandel in allen Studiengängen zu

liche Intelligenz, wo ethische Einordnungen dringend notwendig sind. Es braucht daher Menschen, die sich gewohnt sind, zu reflektieren. Dass eine Drohne schneller fliegt als ein Mensch sie steuern kann, finde ich ja mega. Aber wer entscheidet, wie ethisch der Einsatz einer Drohne ist? Wir sollten heute antizyklisch investieren: Wir haben so lange «MINT» gesagt, dass es vielleicht mal wieder an der Zeit ist, «Humanities» zu sagen!

Was ist deine Idee?

Es entscheiden immer noch die Fakultäten, welche Studiengänge es gibt und welche nicht. Ich kann nicht vorhersagen, wie viele in Zukunft zum Beispiel Ethik studieren werden. Aber eigentlich müssten wir nun Werbung für einzelne Fächer in den «Humanities» machen. Zum Beispiel wäre es wegen der weltpolitischen Lage mit China schlau, mehr Sinologie-Studierende zu haben.

Damit die Uni nicht zu gross wird, hast du in einem NZZ-Interview vorgeschlagen, eine zweite Uni zu errichten. Ernsthaft?

Wir sind die grösste Universität der Schweiz. International sieht man, dass die besten Unis normalerweise mehr Angestellte als Studierende haben. Diejenigen, die tief im Ranking stehen, haben über 100'000 Studierende. Ich stelle einfach die Frage: Wie weit wollen wir wachsen? Wir sind ja «erst» bei 28'000 Studierenden. Aber je stärker wir wachsen, desto eher sinken wir in der Qualität.

Du wolltest also nur eine Debatte anstossen. Oder gibt es einen konkreten Plan?

Nein – es gibt keinen konkreten Plan. Meine Hoffnung ist, dass nun spannende Vorschläge gemacht werden. Die Debatte ist lanciert.

Zudem willst du die Universität auch für Personen ohne Matura öffnen

Im Grunde genommen ist das durch die Möglichkeit der Gasthörer bereits gegeben. Nur erhalten sie kein Zertifikat für eine Prüfung, da sie an dieser nicht teilnehmen dürfen. Wir arbeiten im Moment am Prinzip der Micro-Credentials – also der Zertifizierung von sehr kurzen Lernerfahrungen. Diese sind im Rahmen des Projektes «Una Europa» geplant. Das sollte dazu führen, dass solche Teilnehmenden noch leichter nachweisen können, was sie gelernt haben. Und das sollte auch den Austausch an in- und ausländischen Unis fördern.

Geht es nicht einfach um die Erschliessung des Weiterbildungsmarkts?

Weiterbildung an der Uni ist geregelt und per Definition «not-for-profit». Eine Universität muss auch ein Hotspot der Diversität der Studierenden sein. Über 80 Prozent unserer Studierenden sind deutschsprachig. Im Vergleich zu anderen Universitäten sind wir also nicht sehr divers. Ein Vorschlag wäre, die Visumsanforderungen für ausländische Studierende zu lockern, mit der Bedingung, dass sie nach dem Studium in der Schweiz erwerbstätig sein müssten. Dies könnte auch Abhilfe für den Fachkräftemangel schaffen.

Studierende der Philosophischen Fakultät berichteten letztes Semester von verspäteten oder negativen Entscheidungen ihres Nachteilsausgleichs, den Ausgleichsmassnahmen bei Leistungsnachweisen für Menschen mit Behinderungen oder chronischen Krankheiten. Was ist das Problem?

Nachteilsausgleiche sind sehr aufwändig in der Organisation, Betreuung und Umsetzung. Der Betreuungsaufwand steigt nämlich drastisch, wenn wir etwa ein extra Prüfungszimmer zur Verfügung stellen müssen. Mit dieser Tatsache habe ich grundsätzlich kein Problem. Jedoch werden wir für die breite Masse finanziert, und nicht für das Individuum. Ich würde

eine stärkere Unterstützung begrüßen, jedoch braucht es dafür auch genügend Mittel.

Warum wurden die Podcasts nach der Pandemie weitgehend abgeschafft?

Wir haben in der Lehre alles quantifiziert, was quantifizierbar ist. Für den sozialen Zusammenhalt gibt es aber kein Mass. Würden wir alle Vorlesungen digital anbieten, würden wir die Studierenden in die Isolation treiben. Nun bleibt die Frage: Müssen wir die Studis bevorzugen und in die Hörsäle motivieren oder setzen wir auf 100 Prozent hybride Lösungen? Dazu haben wir noch keine definitive Antwort – ausser, dass wir keine Fernuniversität werden und Präsenz das Grundmodell ist.

So ignorierst du aber die Bedürfnisse der Studierenden mit Nachteilsausgleich?

Wenn wir nur diesen Menschen Podcasts anbieten, würden wir diese bevorzugen und andere würden wegen Benachteiligung reklamieren. Wie gestalten wir ein Lehrsystem für alle, wenn man weiss, dass die Masse aller Studierenden individuell nicht genau gleich schnell und effektiv lernt? Es ist nicht wertend gemeint, wir wollen ja möglichst alle berücksichtigen: Wir dürfen aber auch keinen «Vorteilsausgleich» sprechen. (lacht)

«Wir werden an der Uni nicht alle Flugreisen verbieten und in der Mensa nur noch veganes Essen anbieten.»

Studis leiden laut Studien doppelt so oft an mittleren bis schweren Depressionen als andere junge Menschen. Sollte die psychologische Beratungsstelle nicht mehr Mittel erhalten?

Es gibt einerseits den Post-Corona-Effekt, der einen riesigen Peak verursacht, den wir nicht so einfach mit 50 neuen Stellen kompensieren können. Wir haben trotzdem ein paar zusätzliche Stellen gesprochen. Der Peak geht jetzt langsam zurück, und wir merken, dass, wenn es mehr Präsenzunterricht gibt, die Anfragen abnehmen. Der soziale Zusammenhalt ist der beste Psychiater. Doch die Flexibilität des Studiums bleibt ein Stressfaktor.

Inwiefern?

Nach der Pandemie haben alle gedacht, das System bleibe nun ultra flexibel. Doch das erzeugt Stress: Wie entscheide ich, wann ich was mache? Wenn das klar vorgegeben ist, kann das auch entlastend wirken.

Kürzlich erschien ein Positionspapier vom VSUZH mit konkreten Forderungen für mehr Gleichstellung. Werden sie erfüllt?

Wir waren etwas überrascht über diese Liste, da wir bei mehr als drei Viertel der Punkte sagen konnten, dass bereits etwas umgesetzt wurde oder im Gange ist. Wir haben soeben die Ständevertretungen an der Uni in einer sehr detaillierten Antwort über jede einzelne Forderung informiert. So wird es demnächst auf ausgewählten Toiletten auf dem Campus Zentrum kostenlose Menstruationsartikel geben. (Siehe Seite 8)

An der ETH gibt es schon lange Menstruationsprodukte in den Toiletten. Warum ging es an der Uni so lange?

Wir arbeiten sorgfältig und schauen alle Vor- und Nachteile jeder Massnahme an. Wenn man das macht, dann geht es eben manchmal etwas länger. Ich bin auch grundsätzlich nicht der, der findet, dass wir als Uni bei allen Themen unbedingt die Ersten sein sollten. Ich bin dafür, dass wir Dinge nachhaltig und solid evaluieren und gut begründet einführen.

Das feministische Hochschulkollektiv hat letztes Semester einen Hörsaal an der Uni besetzt und einen dauerhaften Raum für

Flinta-Personen gefordert. Wieso wurde dieser nicht gewährt?

Wir haben ihnen trotz Raummangel einen Raum angeboten, der zugegebenermassen nicht allen ihrer Anforderungen entsprochen hat, und sie haben diesen abgelehnt. Wir haben den Besetzer*innen empfohlen, einfach einen Raum zu buchen. Das dürfen alle an der Uni akkreditierten Vereine.

Es ist aber auch eine Frage der Prioritäten.

Wenn jede ethnische Gruppe, jede religiöse Gruppe Anspruch auf einen eigenen Raum haben soll, kommen wir nirgends hin. Das wäre auch nicht fair und praktisch nicht umsetzbar. Aber wir haben ihre Anliegen sehr ernst genommen: Das ist der Grund, weshalb sie die Besetzung dann aufgehoben haben.

Vielleicht ist das Problem hier aber grösser als bei religiösen Gruppen: Gemäss einer Umfrage des Vereins Clash war ein Viertel der Medizinstudentinnen bereits Opfer von sexualisierter Belästigung oder Diskriminierung. Hat die Uni ein Sexismus-Problem?

(Überlegt) Ich bin ja verantwortlich für die Stelle, wo sexuelle Belästigung gemeldet wird. Dort gibt es meines Wissens keinen so hohen

Anteil, der sich gemeldet hat. Im Moment müssen wir nicht strukturell bei gewissen Gruppen oder Fakultäten eingreifen, das heisst aber nicht, dass wir kein Sexismus-Problem haben. Der Schutz der Mitarbeitenden ist jedoch gut.

In der Europapolitik steckt die Schweiz fest. Wie wertest du den Ausschluss aus dem EU-Forschungsprogramm Horizon und dem EU-Mobilitätsprogramm Erasmus?

Es ist eine Katastrophe, dass wir nicht mehr assoziiert sind, wir sind beim europäischen Wettbewerb einfach völlig raus! Zwar leitet der Bund die für Horizon Europe vorgesehenen Mittel nun direkt in die Schweiz und wir müssten dafür dankbar sein. Dieses Umleiten geschieht aber sehr langsam, sodass wir trotzdem finanziell hinterherhinken. Doch den effektiven Schaden werden wir erst in ein paar Jahren richtig spüren. Nur sind die Legislaturperioden der Politiker*innen kürzer. Wer übernimmt dann die Verantwortung für diese Fehlentscheidung? Ich sage immer wieder: neue Verhandlungen, direkte Assoziierung, Mobilität! Das brauchen wir.

Apropos Mobilität: Die Uni will bis 2030 klimaneutral sein. Gleichzeitig wird immer noch unnötig geflogen etwa mit dem Seminar nach Australien, und in der Mensa werden Fleischmenüs angeboten. Müsste die Unileitung nicht stärker durchgreifen?

Wir sind nicht autokratisch organisiert. Wir arbeiten auf allen Reduktionsfronten und müssen einfach noch besser kompensieren. Im baulichen Bereich sind wir zum Beispiel sehr gut unterwegs. Wir setzen auch auf klimaneutrale Mobilität oder planen die Rückgabe von überkompensierter, grüner Energie, etwa durch die Produktion von Solarstrom. Auch Flüge müssen kompensiert werden: Die Fakultäten müssen uns zeigen, wie sie mit den CO₂-Footprints ihrer Reisen umgehen. Doch verbieten kann ich die Reisen nicht. Etwa Geograf*innen müssen oft weit zu ihren Forschungsgebieten fliegen. Und die Flug-Emissionen machen einen kleinen, aber signifikanten Anteil unseres gesamten Fussabdrucks aus.



Es geht bei den Flugreisen um über 20 Prozent der Treibhausgas-Emissionen der Uni, also 4000 Tonnen im Jahr 2022.

Ich nenne es den Edelweiss-Effekt: Biodiversität hat viel mit ikonischen Pflanzen zu tun – und Fliegen ist auch so eine ikonische Grösse. Es stimmt zwar, dass Flüge schlecht für die Umwelt sind, nur: Wir haben noch andere Emissionsquellen! Deswegen arbeiten wir parallel auch an einer optimalen Auslastung unserer stromintensiven Forschungsgeräte und vielen weiteren Vorhaben.

Aber muss die Uni Zürich nicht schneller vorwärts machen?

Es braucht überall Massnahmen: Wir reden mit den Mensabetreibern, aber auch mit dem Elektrizitätswerk Zürich. Doch wir werden nicht alle Flugreisen verbieten und in der Mensa nur noch veganes Essen anbieten.

Es braucht also keine strengeren Regeln.

Nein, wir halten uns an sehr strenge Vorgaben. Strukturelle Massnahmen bringen meistens

nur wenig und haben eher einen plakativen Effekt. Ich bin für nachhaltige Massnahmen. Wir fordern etwa einen Nachhaltigkeitsplan von der Mensa, der mit unseren Vorstellungen kompatibel ist.

Braucht es Pflichtveranstaltungen zur Klimakrise?

Es ist an einer Uni nicht angebracht, zu dogmatisch aufzutreten. Warum soll man Studiengänge zwingen, dass sie noch 3 ECTS für Nachhaltigkeit einführen müssen? Es wäre falsch, den Klimawandel in allen Studiengängen zu integrieren. Dann kommt sicherlich bald auch die Frage auf, ob wir beliebige weitere Themen wie Diversity obligatorisch im Curriculum integrieren sollten. Schliesslich lehrt die Uni wissenschaftliche Inhalte.

Funktioniert die Vorbildfunktion der Uni, was die Klimakrise betrifft?

Absolut. Wir müssen ein Vorbild sein. Nur, ich will nicht aus plakativen Gründen das erste Vorbild sein, sondern das beste.

Das heisst, die Uni Zürich ist bis 2030 klimaneutral.

Wir geben uns wirklich jede Mühe. Das Problem ist, dass gewisse Kompensationsmassnahmen nicht so effektiv sind wie gedacht. An der Uni haben wir jetzt die besten Kompensationsmechanismen für Flugreisen evaluiert und umgesetzt. Aber die effektivste Methode ist immer noch, CO₂ gar nicht erst zu emittieren.

Und bis dahin kompensieren wir die Emissionen. Geht das?

In meiner Forschung wollen wir mittels Satellitenbilder Biodiversität messen. Für die Testflüge brauchen wir leider tonnenweise Kerosin. Deshalb haben wir einen eigenen Wald gepflanzt und kompensieren die Emissionen vollständig. Es kostet halt ein wenig.

Wenn aber alle ihre Emissionen kompensieren würden, dann geht das nicht auf.

Ja, genau. Die Weltbevölkerung wuchs, als der Mensch sesshaft wurde und den Wald

geschlagen hat. Das heisst, wenn wir heute alles ausgestossene CO₂ nur mit Wald kompensieren würden, hätten wir Menschen bald keinen Platz mehr auf der Erde ...

Es sind bald Wahlen: Machst du dir als Naturwissenschaftler und Vater von zwei Kindern Sorgen wegen der Klimakrise?

Sicher. Die Politik soll Incentives setzen, damit wir tatsächlich klimaneutral werden.

Anreize reichen?

Yes.

Michael Schaepman, geboren 1966, ist seit 2020 Rektor der Universität Zürich und noch bis 2026 im Amt. Vorher war er während drei Jahren Prorektor Forschung. Schaepman ist Professor für Fernerkundung am Geographischen Institut, er studierte Geographie, Experimentalphysik und Informatik. Der Rektor ist mit allen an der Uni per Du.

Gratis Mensprodukte, vielleicht genderneutrale Toiletten

Dieses Semester können auf WCs im Zentrum kostenlos Binden und Tampons bezogen werden.

Es gibt auch weitere Neuerungen im Gleichstellungsbereich.

Carlo Mariani und Kai Vogt

Seit dem 18. September werden in WCs an vier Standorten auf dem Campus Zentrum gratis Binden und Tampons zur Verfügung gestellt. Es handelt sich dabei um Toiletten im Hauptgebäude (KOL und KO2), am Haldeliweg 2 (HAH) und im Gebäude der veganen Mensa Rami 59 (RAA). Die Standorte wurden ausgewählt, da diese grosse Hörsäle besitzen und daher besonders stark frequentiert würden, heisst es auf der Website der Uni.

Es handelt sich jedoch nur um ein Pilotprojekt, das bis zum 22. Dezember dauert. Denn es gehe darum «herauszufinden ob eine unentgeltliche Abgabe von Menstruationsprodukten in Toiletten der Uni möglich ist und mit welchen Implikationen dies verbunden wäre». Denn «die gesellschaftlichen Erwartungen an öffentliche Einrichtungen wie Schulen und Hochschulen, auf

ihren Toiletten neben herkömmlichen Hygieneprodukten wie Toilettenpapier und Seife auch Binden und Tampons unentgeltlich bereitzustellen, steigen», heisst es weiter auf der Uni-Website.

IT-Projekt zum dritten Geschlecht

Der ZS liegt ein Schreiben des Rektors Michael Schaepman an die Präsidien der Ständesorganisationen und an den Präsidenten der Personalkommission der Uni vor. Es handelt sich dabei um eine Stellungnahme vom vergangenen 4. September zu einem Forderungskatalog von Studierenden und Mitarbeitenden der Uni, der dem Rektor im Rahmen des feministischen Streiks am 14. Juni überreicht wurde.

Laut diesem Schreiben wurden die Streichung des Geschlechtseintrags in Verwaltungsprozessen und geschlechtsneutrale Toiletten ge-

fordert. So muss bis heute etwa bei der Immatrikulation eines der binären Geschlechter angegeben werden. Dazu läuft laut Schaepman seit Juni 2023 «ein Projekt im Bereich IT, das genau diese Problematiken in Bezug auf die verschiedenen Systeme der Uni analysiert und Lösungen erarbeitet». Ebenso werde die Möglichkeit einer dritten Option oder das Weglassen von Geschlechtseinträgen dabei einbezogen. Überdies sei zu geschlechtsneutralen Toiletten ein «Pilotprojekt in Vorbereitung», heisst es weiter.

Zusätzliche Räume zum Stillen und Wickeln sind an der Uni nicht geplant: Es sind laut Schaepman mobile Wickeltische vorhanden, «die bei Bedarf angefordert und vor Ort aufgestellt werden können». Die Stiftung Kinderbetreuung im Hochschulraum Zürich (KIHZ) der Uni und ETH betreibt jedoch ein neues

Betreuungsangebot. Die Kinderkrippe Chriesbach wurde am 1. August eröffnet und befindet sich in Dübendorf auf dem Gelände des Wasserforschungsinstituts EAWAG und der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt EMPA, zwei Forschungsanstalten des ETH-Bereichs.

Weiterhin Prüfungen am 14. Juni

Einen prüfungsfreien Tag am 14. Juni, dem Tag des feministischen Streiks, will die Uni zudem nicht einführen, da die Prüfungstermine innerhalb der Uni stark aufeinander abgestimmt seien. Den feministischen Kampftag prüfungsfrei zu halten «würde eine substanziell höhere Koordination voraussetzen und zu einer Verlängerung oder Intensivierung der Prüfungsperiode führen». Zudem seien in der Medizin die Prüfungstermine national abgesprochen

und koordiniert. In der Stellungnahme kündigt der Rektor überdies ein «Modul zu Gleichstellung und Diversität» an. Dieses sei derzeit im Aufbau und soll im Rahmen der School for Transdisciplinary Studies für Studierende angeboten werden.

Im Brief finden sich noch weitere Forderungen – etwa, dass Anzeigen wegen sexueller Belästigung von einer unabhängigen dritten Person untersucht werden. Dieser Forderung geht Schaepman nicht nach, nimmt den Vorschlag aber «in die Diskussion» auf.

Zudem wird die Einführung von Safer Spaces für Flinta-Personen, die Beendigung aller Formen von Diskriminierung oder die Unterstützung von antihierarchischen Unterrichtspraktiken gefordert. Diesbezüglich verweist der Rektor jeweils auf bestehende Massnahmen und Angebote.

Zürcher Studierendenzzeitung



100
JAHRE

28.9.23, 19 Uhr, Aula UZH
Podium: Social Media – Eine Herausforderung für die Demokratie

10.10.23, 20 Uhr, Aula UZH
Podium: Düstere Aussichten? Die Zukunft des Schweizer Journalismus

5.12.23, 19 Uhr, Aula UZH
Kongress: Studieren und Journalismus – Diskussion mit Redaktor*innen anderer Studierendenzzeitungen



«Ich wurde durch mein trans-Sein politisiert»

Sofia Rohrer trinkt einen Eistee im «Si O No» im Kreis 4, das hier sei ihr Politikcafé, das SP-Büro ist gleich nebenan. Die 24-jährige Physikstudentin wurde durch ihr trans-Sein politisiert: «Das geht nicht apolitisch an einem vorbei». Die Wut auf die den Umgang der Schweiz mit Minderheiten hätte sie zu den Jungsozialist*innen (JUSO) gebracht, wo sie sich unter anderem für den Diskriminierungsschutz von trans Menschen einsetzt. Die trans Themen seien eng mit feministischen Anliegen verschränkt: Jede*r sollte mit dem eigenen Körper machen dürfen, was er*sie will. Seit knapp einem Jahr ist sie Co-Präsidentin der JUSO Stadt Zürich. Ein politisches Vorbild hat Sofia nicht, sie kenne keine trans Frau, die ähnliche Politik mache wie sie. Heute wohnt sie in einer Genossenschaft in Bülach, nachdem sie wegen der Wohnungsnot aus der Stadt ziehen musste – auch die Teuerung beschäftigt sie stark. Davon hat sie in Altstetten gewohnt und ging regelmässig ins Café du Bonheur, ihr eigentliches Lieblingscafé. (kai)



«Fuck Polarisierung»

Marc Rüdüsüli sitzt im Café Franzos am Limmatquai, Eistee-trinkend. Der 25-Jährige präsidiert seit zwei Jahren die Junge Mitte Schweiz, daneben studiert er Politikologie und Recht an der Uni Zürich. Im Gyml hat Marc bei «Jugend debattiert» mitgemacht und gleichzeitig zu Hause oft über Politik gesprochen, sein Grossvater war CVP-Kantonsrat und Kantonsrichter, sein Vater ist Mitglied der Mitte-Partei, seine Schwester bei den Jungfreisinnigen. Zwei Themen beschäftigen den gebürtigen Thurgauer besonders: Klimawandel und Energie und der demografische Wandel. In der Altersvorsorge brauche es generationengerechte Lösungen, in Energiefragen sollten die Erneuerbaren ausgebaut werden. Seine politischen Vorbilder: Altbundesrätin Doris Leuthard wegen ihrer «gewinnenden Art». Und rhetorisch Barack Obama. Wieso er sich im Nationalrat sieht: «Ich bin in Bern schon gut vernetzt», sagt Marc selbstbewusst. Zudem verharre er nicht ideologisch auf seinen Standpunkten, sondern sei offen für Dialoge. (luc)



«Ein wenig CO2 zu kompensieren reicht nicht!»

Diana Diaz sitzt im Café Miro bei der Langstrasse, sie macht ihr Praktikum gleich nebenan beim WWF. Die 23-Jährige hat soeben ihren Bachelor in Politik- und Umweltwissenschaften abgeschlossen. Politisiert hat Diaz die SVP mit ihrer Hetze gegen Ausländer*innen bei der Masseneinwanderungsinitiative. Ausschlaggebend für ihren Eintritt in die Politik bei den jungen Grünen war aber der Klimastreik. Die Klimakrise und die fehlenden politischen Rechte für Ausländer*innen seien für sie die wichtigsten Themen. «Wenn nicht nur die Erdöl-Lobbyisten etwas zu sagen hätten, würde das auch gegen die Klimakrise helfen!» In Bern brauche es mehr junge Frauen mit Migrationshintergrund, Leute wie sie. «Wie kann es sein, dass vor allem Senior*innen über unsere Zukunft bestimmen?», sagt Diaz. Sibel Arslan motiviert sie mit ihrer Politik im Bereich Demokratisierung. Schliesslich sei ein Viertel der Menschen in der Schweiz oder – wenn man die Minderjährigen einrechne – sogar mehr, nicht wahlberechtigt. Auch das will Diaz ändern. (luc)

Sie wollen nach Bern

Diese Studierenden der Uni und ETH kandidieren für den Nationalrat. Wir haben sie in ihren Lieblingscafés in Zürich getroffen.



«Ich will eine liberale Ordnung mit sozialem Gewissen»

Janik Steiner erzählt im Café Freud beim Irchel, wie er sich hier mit Freunden während eines Semesters jeden Mittwochmorgen getroffen hat, um Zeitung zu lesen, und ausserdem sei der Vibe hier «richtig cool». Das Problem dieses Jahrhunderts sei die Umwelt: sowohl Klimawandel als auch Biodiversitätsverlust. Es sei das grösste Problem, das die Menschheit jemals hatte, sagt der GLP-Kandidat, und nimmt einem Schluck von seinem Flat White. Steiner findet dass sich die Schweiz an den Green Deal der EU halten sollte. Sein politisches Vorbild: EU-Kommissarin Margrethe Vestager. «Das Hauptproblem ist, dass wir die Klimakrise nicht ernst genug nehmen», sagt der 26-jährige Politikstudent. Das Studium, insbesondere der Austausch in Berlin und Frankreich, hätten ihn sehr geprägt: «Ich habe gelernt, dass der Mensch mehr ist als sein Job. Gerade Career Starters arbeiten in der Schweiz oft so viel!» Darum findet er die 35-Stunden-Woche eine gute Idee. Er fordert eine liberale Ordnung mit einem sozialen Gewissen, darum kandidiert er. (mac)



«Die Linken argumentieren zu ideologisch»

Lea Sonderegger trinkt Cappuccino im Café Henrici und erzählt dabei, dass ein Thema sie besonders beschäftigt: Die AHV. Im Jugendparlament des Kanton Zürichs sah sie einst FDP-Nationalrat Andri Silberschmidt, ihr heutiges politische Vorbild, zur Altersvorsorge referieren. Es war ein Schlüsselerlebnis, als sie hörte, wie es wohl um ihre Rente stehen wird. Daraufhin trat Lea dem Jungfreisinn bei, wo sie sich nun unter anderem für die Renteninitiative engagiert. Ausserdem findet die 19-jährige Biomedizinstudentin die Themen Gentechnik und Reproduktionsmedizin wichtig. Gentechnik in der Landwirtschaft sollte erlaubt werden, findet sie, wie auch Eizellenspende und Leihmutterchaft. Und der Klimawandel? Der sei ein Problem, doch die Debatte sei zu ideologisch. Chancen sieht sie in neuen Technologien und im Emissionshandel. Seit 2022 sitzt Lea für die FDP im Gemeinderat in Dietikon, wo sie wohnt. Ins Stadttinnere treiben sie nur Parteienlässe und Studium, das Café Henrici habe sie «random» ausgesucht. (kai)



«Ich stehe für die Schweizer Werte ein»

Severin Spillmann sitzt im prunken Café Odeon am Bellevue und erzählt, wie er als Jugendlicher dachte: «Das kann es ja nicht sein!». Die Migrationspolitik, in seinen Worten «die anhaltende Masseneinwanderung», hat den 21-Jährigen politisiert. Das Thema treibt ihn bis heute um, wie an seinen Twitter-Posts leicht zu erkennen ist. Spillmann, der im Zürcher Seefeld wohnt, studiert Physik an der ETH und hätte gerne seinen Bachelor schon in der Tasche, doch er braucht noch etwas länger: «Es ist für mich jedoch essenziell, im Leben die Chancen zu sehen», erzählt er bei einem Eistee. Auch die Schweiz müsse angesichts der EU-Politik aufstehen und nach Lösungen suchen. Christoph Blocher inspiriere ihn. Spillmann, Präsident der Zürcher Stadtsektion der Jungen SVP, will die Schweizer Werte und die Schweizer Kultur erhalten. Das seien für ihn etwa «lokale Bräuche, die Vereinskultur, das Milizprinzip, Pünktlichkeit, Anstand und Verlässlichkeit». Um das zu erhalten, wolle er in den Nationalrat. (mac)

Event series 2023 **Democracies under threat**



October 24, 2023 | University of Zurich

Wolfgang Schäuble
Die Zukunft der freiheitlichen Demokratie



November 7, 2023 | University of Zurich

Steven Pinker
Rationality: What it is, why it seems scarce, why it matters



November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Nobel laureate Herta Müller
Keynote: Demokratien in Gefahr



November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Hélène Landemore
Disputation: Debating democracy



November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Jason Brennan
Disputation: Debating democracy



November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Silja Häusermann
Polarization of democratic politics



November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Natasha Wunsch
Who tolerates democratic backsliding?



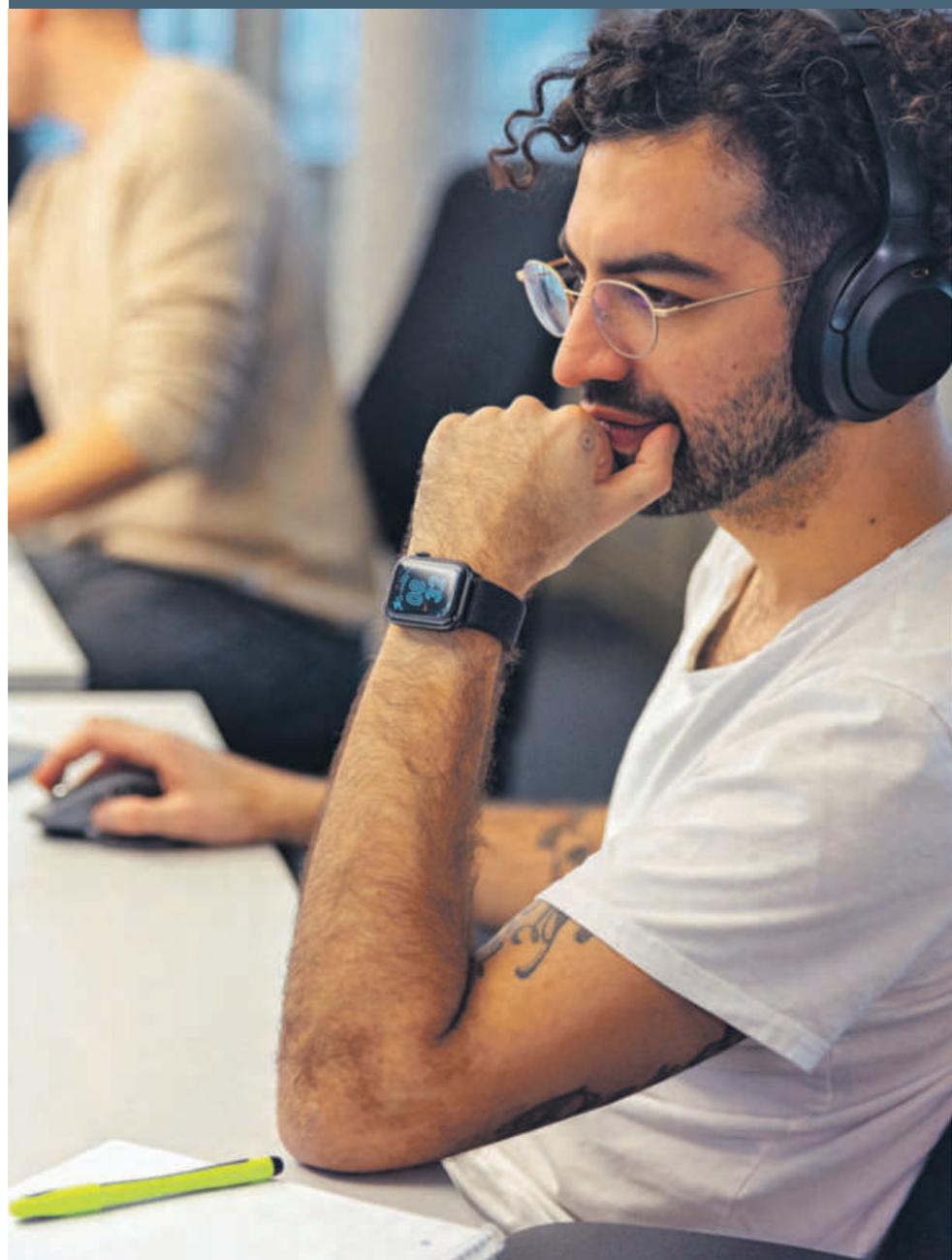
November 13, 2023 | Kongresshaus Zurich

Daniel Ziblatt
Zurich Lecture: How democracies die

Register now



Photo credits: Wolfgang Schäuble by Deutscher Bundestag; Steven Pinker by Rose Lincoln/Harvard University; Herta Müller by U. Montan/The Nobel Foundation; Hélène Landemore by Jelaca Lavitt; Jason Brennan/Georgetown University; Natasha Wunsch/University of Fribourg; Daniel Ziblatt by Center for European Studies/Harvard University



Dein IT-Trainee Programm

24 Monate, 4 Stages und 1 Ziel

- **Die komplette Vielfalt der IT:**
4 Stages in 4 verschiedenen Bereichen.
Beispiele: Software Development, Analytics, E-Commerce, Infrastructure, IT Security, Data Science, IT Supply Chain und viele mehr.
- **Entscheide du, wohin die Reise geht:**
Suche deine IT-Stages jeweils für die nächsten 6 Monate selbst aus.



Bewirb dich jetzt!
migros.group/it-trainee

MIGROS

Offene Wissenschaft, aber wie?

Die Uni Zürich hat für eine offene Wissenschaftskultur eine neue Policy erlassen. Forschende stehen jedoch im Dilemma zwischen dem neuen Leitprinzip und den herkömmlichen Rankings.

Simon Halbeisen (Text) / Linn Stählin (Illustration)

Mit der Open Science Policy will die Universität Zürich einen Kulturwandel herbeiführen. Öffentlich zugängliche Forschungsergebnisse und reproduzierbare Forschungsmethoden sollen Wirksamkeit, Effizienz und Transparenz der Forschung fördern. Diese neue Policy betrifft uns als Studierende, Bürger*innen und einige als zukünftige Forschende. Offene und transparente Wissenschaft betrifft nicht nur

den Zugang zu Forschungsergebnissen. Die Universität Zürich spricht in ihrer neuen Policy vier Aspekte an, die Open Science ausmachen. Publikationen sollen digital abgelegt werden, gratis für jede Person zugänglich und möglichst frei von Copyright und Lizenzbeschränkungen sein. Auch die bei der Forschung generierten Daten sollen öffentlich zugänglich und einfach zu handhaben sein. Das erleichtert die Reproduzierung und Validierung von Forschungsergebnissen.

Uni Zürich im oberen Mittelfeld

Gleiches gilt für die Software, die von Forschenden genutzt wird: Wenn möglich soll sie open source sein und eigens erstellte Software soll geteilt werden. Schliesslich soll der Forschungsprozess an sich zugänglich und reproduzierbar sein. Und die Publikation von negativen Ergebnissen soll die Effizienz steigern. Dabei lag der Fokus international wie national zuerst auf der Zugänglichkeit von Forschungsergebnissen. In den letzten Jahren sind Strategien zur Zugänglichkeit sonstiger Forschungsdaten dazugekommen. Die Open Science Policy wurde im September 2021 von der Unileitung genehmigt. Zwar hatte noch 2019 eine Umfrage zur Erarbeitung der Policy gezeigt, dass Forschende und Studierende sich nicht wohl fühlten mit

einer Verpflichtung zum Open Access Publishing und der Bereitstellung von «FAIRen» Forschungsdaten. Daten gelten als «FAIR», wenn sie «Findable (auffindbar), Accessible (zugänglich), Interoperable (interoperabel) und Reusable (wiederverwendbar)» sind.

Heute seien Open-Access-Publikationen jedoch weit verbreitet, sagt Manuela Höfle, verantwortlich für die strategische Ausrichtung der Uni im Open-Science-Bereich. Im Jahr 2021 lag der Anteil von Open Access an der Universität Zürich über alle Publikationen hinweg bei 62 Prozent. Im letzten Jahr stieg der Anteil auf ca. 65 Prozent. Im Vergleich zu anderen Schweizer Hochschulen ist die Universität Zürich im oberen Mittelfeld. «International wie national verlangen Forschungsförderer heute, dass von ihnen finanzierte Forschung Open Access zugänglich gemacht wird», sagt Höfle. Der Schweizerische Nationalfonds zum Beispiel fordert Open-Access-Publikation und verlangt ein Datenmanagement-Konzept. Dies helfe auch den Forschenden selbst: «Denn nur wenn man [die Daten] selbst aufgearbeitet hat, findet man sich auch sofort zurecht», meint Leonhard Held, Professor für Biostatistik an der Universität Zürich.

In den nächsten Jahren werde eine international gestartete Reform der Art und Weise, wie Forschung bewertet wird, zentral sein, erklärt Höfle. «Damit sollten offene Wissenschaftspraktiken zur Norm werden», fügt sie an. Klassische Metriken, wie der Journal Impact Factor (JIF), sind in akademischen Strukturen jedoch tief verankert. Der JIF ist eine errechnete Zahl, deren Höhe den Einfluss einer wissenschaftlichen Fach-

zeitschrift wiedergibt. Für den JIF sind unter anderem die Anzahl Publikationen und die der akademischen Zitate der Publikationen relevant.

«publish or perish»

Die League of European Research Universities, zu der auch die Uni Zürich gehört, fordert ein Umdenken. Auch die Open Science Policy der Uni Zürich hat diesen Punkt aufgenommen. Manuela Höfle sieht dies als nächste grosse Thematik. Letztes Jahr unterschrieb die Universität Zürich die «Coalition for Advancing Research Assessment»: Forschung soll qualitativ evaluiert werden, zum Beispiel über Peer Review. Ausserdem sollen alte Bewertungskriterien überprüft und neue entwickelt werden. So soll offene und qualitativ hochwertige Forschung, die den Open-Science-Prinzipien folgt, belohnt werden.

Viele Forschende, gerade Nachwuchswissenschaftler*innen, stehen aber auch heute noch vor einem Dilemma. Wie die Redewendung «publish or perish» besagt, ist der Publikationsdruck gross, was wenig Zeit für eine saubere Aufarbeitung der Daten lässt. «Publiziere ich in einem Open-Access-Journal mit weniger Renommee, oder zahle ich sehr viel Geld dafür, dass ich meinen Artikel in einem renommierten Journal öffentlich zugänglich machen kann?», formuliert Held die Frage. Saubere Open-Science-Praktiken bräuchten Zeit und Geld, und viele Forschende befürchteten, dass sie dafür vom System nicht belohnt werden, so Held.



Forscherinnen gesucht

Die Women in Natural Sciences Society will, dass sich Wissenschaftlerinnen an der männerdominierten ETH wohl fühlen.

Von Lucas Hecht Wul

Marie Curie und Rosalind Franklin sind Ausnahmen: Wissenschaftlerinnen waren und bleiben eine klare Minderheit – auch an der ETH. 2022 wurden nur 40 Prozent der neuen Professuren an Frauen vergeben. Das ist wenig, wenn man bedenkt, dass nur eine von fünf Dozent*innen weiblich ist. An anderen Schweizer Hochschulen sind die Zahlen von Forscherinnen kaum besser. Frauen sind in der Wissenschaft nicht nur stark unterrepräsentiert, die Atmosphäre ist für viele nicht einladend. Women in Natural Sciences Society (WINS) will diese Umstände verbessern: Wissenschaftlerinnen sollen sich an der ETH wohl fühlen. «Ich war sehr überrascht, dass es so

etwas noch nicht gab, in anderen Ländern sind ähnliche Vereine ziemlich verbreitet», sagt Professorin Katherine Elvira, ehemalige Chemieforscherin an der ETH und Mitbegründerin von WINS.

«Mikroaggressionen sind wie Mückenstiche»

Der Verein wurde 2014 mit dem Ziel gegründet, den Austausch zwischen Forscherinnen im Chemie-Department zu fördern, heute steht es auch für die Departemente Biologie, Physik und Materialwissenschaften offen. Redner*innen aus Forschung und Industrie werden eingeladen, Karriereperspektiven

vorzustellen, und Veranstaltungen zu Themen wie Mikroaggressionen finden statt. Mikroaggressionen können vermeintliche Kleinigkeiten wie Kommentare über das Aussehen sein, deren Auswirkungen nicht unterschätzt werden sollten. Elvira vergleicht sie mit Mückenstichen: «Einer ist kein Problem, aber sobald sie sich anhäufen, wird es unerträglich.» Unter anderem trage dies dazu bei, dass Forscherinnen die wissenschaftliche Laufbahn aufgeben, was Studien zufolge einer der wichtigsten Faktoren für die Unterrepräsentierung ist. Im Mittel ist nämlich die Produktivität von Forscherinnen und Forschern gleich, die Karrieren ersterer sind aber deutlich kürzer. Folg-

lich gibt es weniger Professorinnen, also weniger Vorbildfiguren und schliesslich weniger neue Studentinnen.

Heute forscht Elvira in Kanada. Trotz ihrer Professur muss sie noch regelmässig gegen Diskriminierung kämpfen und ist enttäuscht darüber, dass sich seit ihrer Studienzeit wenig geändert hat. Dennoch ist sie von den dortigen Massnahmen beeindruckt: Wer sich für Forschungsgelder bewirbt, muss in einer längeren Stellungnahme einen Plan skizzieren, wie Gerechtigkeit, Vielfalt und Integration in ihrer Forschungsgruppe gefördert wird. Die ETH kennt keine solchen Massnahmen.

von der regisseurin von *pupille*

birane
ba

der comédie-française

leïla
bekhti

dali
benssalah

élodie
bouchez

suliane
brahim

der comédie-française

jean-pierre
darroussin

adèle
exarchopoulos

gilles
lellouche

miou-miou

denis
podalydès

der comédie-française

fred
testot

je verrai toujours vos visages

ein film von jeanne herry

AB 5. OKTOBER IM KINO

FRENETIC
FILMS

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI
SCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE
NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZION
ALE SVI
L SVIZZI



Sprachenland Schweiz

 Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'intérieur DFI
Dipartimento federale de l'interno DFI
Dipartiment federal de l'interno DFI

STIFTUNG
WILLY G. S. HIRZEL

15.9.23-14.1.24

Schmetter in der Industriehalle

Drei Sänger*innen gründen in Basel den Verein «Ahimè». Sie wollen die Opernwelt zugänglicher machen – durch die Wahl ausgefallener Spielorte.

Narisara Behrends

Stürmisch betritt Tamina Biber die Bühne. Mit der erregten Schimpfkanonade «Morraisi, l'empia tua testa» erfüllt ihre Stimme als Rodelinda der gleichnamigen Oper von Georg Friedrich Händel die Voltahalle in Basel. Der Gesang wird von einem kleinen Barockorchester neben der Bühne musikalisch untermalt.

Doch solange man seine Blicke auch an den kahlen Betonwänden der Industriehalle entlanghangelte, so sucht man doch vergebens nach den klassisch roten und samtigen Theaterstühlen, prächtigen Deckenmalereien, die sich in leuchtenden Farben über das Publikum spannen und den exquisiten Designertaschen, die in Opernhäusern abends gerne ein- und ausgehen. Am besten wäre es, man blickte sich in der Halle überhaupt nicht um: «Bei uns zählt wirklich nur die Musik», sagt Julian Schmidlin, Mitgründer des jungen Opernvereins Ahimè aus Basel.

Eine Barockoper als erstes Projekt

Mit dem Ziel, Opernszenierungen für ein breites und junges Publikum zugänglich zu gestalten und jungen Künstler*innen erste Erfahrungen auf hohem Niveau in Opernprojekten zu ermöglichen, gründeten die drei Sänger*innen Tamina Biber, David Ferreira und Julian Schmidlin, die sich aus ihrem Studium an der Hochschule für Musik Basel kennen, Ahimè im Sommer 2022.

«Wir wurden immer wieder von Freunden und Bekannten angesprochen, die sich zwar gerne mal eine Oper angesehen hätten, aber sich nicht sicher waren, wie», sagt Biber. Zu viel könne jemanden beim ersten Opernbesuch als Neuling entlarven. Welche Kleidung wählt man, wann klatscht man und wann nicht? «Wir dachten uns, wie schade es doch wäre, wenn das Genre Oper mit Berührungängsten behaftet ist und ein erster Besuch schliesslich daran scheitert», sagt Schmidlin.

Die ausgewählten Spielorte sollen sich sichtbar von den gängigen Vorstellungen eines elitären und teuren Opernabends kontrastieren. Auch verlangt Ahimè von seinen Besucher*innen keinen Eintritt. Als erstes Projekt



«Wir haben die Energie, schlaflose Nächte zu verbringen»: Bei «Ahimè» sammeln aufstrebende Opernsänger*innen ihre ersten Erfahrungen. Foto: ZVG

wählten Biber, Ferreira und Schmidlin das Werk Rodelinda von Georg Friedrich Händel. In ihrer Inszenierung legen sie inhaltlich den Fokus auf das Thema Macht in ihren verschiedenen Erscheinungsformen. «Uns war es ein Anliegen, dass wir nicht etwas Klassisches wie die Zauberflöte aufführen, wir hatten aber auch pragmatische Gründe», sagt Biber. Zu gross sei der Aufwand eine Oper mit grossem Chor zu koordinieren und vor allem: «die jungen Künstler*innen auch gut zu bezahlen», ergänzt Ferreira. Für ein Werk aus dem Barock spricht ausserdem, dass das Orchester überschaubar bleibt und die Strukturen deutlich in Rezitativ und Arie aufgeteilt sind. So konnten wir nach

Belieben Abschnitte streichen, tauschen und haben jetzt einen guten Remix mit unserer Kürzung», sagt Biber.

Der andere Blick

Innerhalb eines Jahres stellten Biber, Ferreira und Schmidlin mit weiteren jungen Sänger*innen und Musiker*innen aus Basel ein abendfüllendes Programm auf die Beine, gründeten ein eigenes Barockorchester und kümmerten sich eigenständig um die Finanzierung des Vereins durch Stiftungen. Zwar war das Projekt zeitintensiv und für alle Mitwirkenden mit erheblichem Aufwand verbunden, dennoch bleiben die Gründer*innen gelassen: «Wir sind

jung, wir haben die Energie, schlaflose Nächte zu verbringen. Es geht! Uns alle verbindet diese Leidenschaft für die Oper», sagt Biber. Ausserdem hätten sie im Prozess selbst viel lernen können: «Man kommt mit einem anderen Blick in den Beruf: In einem grossen Opernhaus hat jede Person ihre Aufgabe, wir übernehmen bei Ahimè einfach alles», sagt Ferreira.

Der Verein Ahimè hat es geschafft genügend Künstler*innen zu finden die mitwirken wollen, Stiftungen und Sponsoren von ihrer Vision zu überzeugen, junge Oper auf hohem Niveau zu spielen und nun besteht auch ein enormer Zuschauerandrang für die vier Vorstellungen im September.

Erfolg gegen's Älterwerden?

Kolumne – Ich habe drei Zukunftsängste: Erstens dass ich keinen Job finde in zwanzig Jahren noch dieselben zerrissenen Röhrlijeans trage, und mich in rührseligen Texten nach der Zeit zurücksehne, als ich in enganliegenden Hosen sexy aussah. Zweitens dass ich einen Job finde schicke Bügelhosen trage und die rührseligen Artikel veröffentlichte (vielleicht zum 125. ZS-Jubiläum?) Und drittens, dass der Planet sehr ungemütlich wird und milliardenschwere Trolls das Internet kontrollieren – aber das ist mehr eine Gewissheit als eine Angst und betrifft 8 Millia den Menschen statt mich persönlich, weshalb ich viel seltener drüber nachdenke. Stattdessen bringe ich meine

Zeit damit, auf Linked-In und Wikipedia auszurechnen, wie alt eine Journalistin/Philosophin/Yael Meier war, als sie das erste Buch veröffentlichte und von einem «Lebenspartner» sprach. Dabei weiss ich nicht, ob ich neidisch oder abgeschreckt sein soll. Manchmal will ich ein Buch schreiben, meistens will ich ein Buch geschrieben haben und nie, wirklich nie, will ich mein Buch auf Instagram promoten, damit mehr als zwei Leute (meine Eltern) es lesen.

Viel lieber führe ich das Leben, dass die NZZ bei Geisteswissenschaftler*innen vermutet: Den überbeuerten Cappuccino nahtlos durch einen Aperol Spritz austauschen, während ich über BWLer*

innen lache, die sich an der Börse für mich den Arsch aufreissen. Aber ich gebe mich auch mit kaltem Bialletti-Kaffee und lauwarmer Bier zufrieden, solange ich ausschlafen und Vorlesungen über lateinische Schundliteratur besuchen darf.

Dass das nicht für immer geht, sehe ich schon ein, Selbstverantwortung und so. Dennoch scheint es absurd, wie viel Mühe ich mir gebe, um mein absolutes Traumleben als Studentin so früh wie möglich zu beenden. Wenn ich mich so vor meinem Alter fürchte, wieso habe ich es dann so eilig, dahin zu kommen? Vielleicht bilde ich mir ein, dass Erfolg und eine teure Matratze die Schmerzen des

Älterwerdens dämpfen können. So à la «ja, der attraktive junge Mann hat dich gesiezt, aber er hat dich auch Doktorin genannt!»

Und so ganz falsch würde ich mit dieser Vermutung wahrscheinlich nicht liegen. Bis zu einem bestimmten Punkt vermehrt das Geld auch die Zufriedenheit und ein bisschen was zum Angeben kann bestimmt nicht schaden, wenn die ersten Stirnfalten einsetzen. Nur: Unseren Erfolg vergleichen wir meistens mit grösseren und Erfolgsgefühle sind vergänglicher als Urlaubsromane.

Ich kann mir also kein Erfolgsbüchlein für härtere Tage anfreissen. Stattdessen muss ich mich darauf verlassen, dass mein zu-

künftiges Ich seine altersgerechte Aufgaben erfüllt – genau wie ich meine heute. Und wenn sich mein zukünftiges Ich schämt, weil es sich keine neue Hose leisten kann, dann kann es sich wenigstens damit trösten, dass Röhrlijeans – insbesondere löchrige – alle zwanzig Jahre wieder in Mode kommen. (af)



Das Ende in die Mitte denken

Ein Sommerfestival macht das Sterben zum Thema – mit diversen Ausstellungen, Aufführungen, Podien und Workshops. Und rückt damit das Leben in ein neues Licht.

Lisa Egger (Text und Fotos)

Die Hitze drückt auf die Haut, das Flussufer ist rasselvoll, Dosen zischen und Bässe dröhnen, die Nächte sind lang. In den Sommermonaten wird Zürich zu einer pulsierenden Minimetropole und lockt die Menschen mit zahlreichen kulturellen Angeboten nach draussen, etwa mit Freiluftkinos, Konzerten, Märkten und Quartierfesten. Auch ich werde an diesem heissen Wochenende ein Festival besuchen, doch dieses hebt sich vom typischen Sommerfest ab. Vielmehr geht es dabei um eines der grössten Tabus unserer Gesellschaft: «Hallo, Tod!» heisst das Kulturfestival, welches vom 24. bis 27. August das Schweigen über den Tod brechen will.

Das Festival findet bereits zum zweiten Mal statt und wird von der «Kulturbande» organisiert, einem Verein, der sich mit gesellschaftlichem Wandel beschäftigt. Als ich Freund*innen vom Festival erzähle, merke ich schnell, wie sehr der Tod auf Unbehagen stösst. Die Reaktionen sind verdutzte bis erschrockene

Blicke, verständlich, auch mich stimmen die Wörter «Tod» und «Festival» im selben Satz skeptisch. Doch ich frage mich, warum es in der sommerlichen Leichtigkeit einen Diskurs über unsere Vergänglichkeit braucht.

Der Tod hat im Alltag keinen Platz «Wir wollen aufzeigen, dass der Tod uns alle angeht», sagt Gabriela Meissner über die Hintergründe von «Hallo, Tod!». Sie ist Kommunikationsverantwortliche des schweizweit einzigartigen Kulturfestivals. In der heutigen Gesellschaft hätten wir den Tod aus unserem Leben verdrängt, fügt sie an. Mit der Loslösung von Religion seien mit dem Tod verbundene Rituale verloren gegangen, und anders als früher werde heute nicht mehr von der Kirche vorgegeben, wie mit Abschied und Trauer umgegangen werden soll.

Ausserdem habe die moderne Medizin dazu geführt, dass der Tod heute vor allem im Spital stattfindet anstatt zu Hause: «Wir haben die Sterbebegleitung in die Hände der

Ärzt*innen gegeben», erklärt sie, «und so kommen Menschen, die nicht unmittelbar davon betroffen sind, überhaupt nicht mehr mit dem Sterben in Berührung.» Das Festival, das sich an unterschiedlichen Orten Zürichs abspielt, will neue Berührungspunkte schaffen und eine Plattform bieten, wo Menschen ihren individuellen Umgang mit dem Tod finden können. Erster Standort: Friedhof Sihlfeld.

Die Friedhofsgärtner grüssen mich, als ich das grosse Eingangstor betrete. Noch ist es früh, trotzdem brennt die Sonne schon im Nacken. Auf dem Friedhof sind Kunstinstallationen verteilt, die den Tod auf unterschiedliche Weise sichtbar machen sollten. So zum Beispiel eine Konstruktion aus Fäden mit vielen daran befestigten weissen Stoffetzen, die leicht im Wind flattern. Darauf geschrieben stehen jeweils Name, Alter und Todesursache von Menschen, die auf der Flucht verstorben sind. Auf den meisten lese ich: «Name unbekannt, ertrunken».

«Beim Namen nennen» heisst die Aktion, die mit diesem Mahnmal der vielen Opfer unter Geflüchten gedenken will, indem sie deren ungeheure Anzahl vor Augen führt.

Unweit dieser aufwühlenden Gedenk- und Protestaktion hat sich Künstlerin Sarah Elena Schwerzmann mit dem Tod im Alltag beschäftigt. Schon von weitem fällt die schwarze, sargförmige Holzkabine auf, worin die Künstlerin ein kleines Kino für ihren Kurzfilm eingerichtet hat. Der Film porträtiert drei Menschen, die dem Tod täglich begegnen: Einen Tatortreiniger, eine Forensikerin und einen Gerichtsmediziner. Sie erzählen in Videosequenzen, die bei jedem Abspielen durch einen Algorithmus zufällig zusammengeschnitten werden, von ihrem Arbeitsalltag. Die zufällige Anordnung der Szenen solle dabei die Willkür von Leben und Tod widerspiegeln, erklärt mir die Künstlerin.

Vom Sargkino schlendere ich zur Friedhofskapelle, wo ich auf eine Installation der besonderen Art stos-

se. Denn hier steht «The Feeling Machine», eine künstliche Intelligenz mit virtuellem Gesicht, die so programmiert wurde, dass man mit ihr über den Tod und alle damit verbundenen Themen sprechen kann. Ich plaudere kurz mit Stanley – so heisst die Maschine mit Namen – und erfahre, dass offenbar auch künstliche Intelligenzen Angst vor dem Tod haben. Danach verlasse ich den Friedhof wieder, beeindruckt, auf wie viele Arten man sich mit dem Tod befassen kann, irgendwie aber auch überfordert.

Workshops über Beerdigungen

Diese interdisziplinäre Gestaltung des Festivals soll gewährleisten, dass für jede*n einen passenden Ansatz zum Thema dabei ist. «Traditionellerweise hat der Tod seinen Ausdruck oft in der Kunst gefunden, daneben wollten wir aber auch ganz informative Ansätze bieten, wie man sich damit befassen kann», sagt Meissner. Damit meint sie die verschiedenen Podiumsdiskussionen und Kurse, die



Auch Stanley, eine künstliche Intelligenz, hat Angst



vor dem Tod. Die KI wurde so programmiert, dass man mit ihr über das Sterben reden kann.



In der sargförmigen Holzkabine wurde ein Kurzfilm über Menschen gezeigt, die dem Tod durch ihre Arbeit täglich begegnen.

während dem Wochenende in den Kulturhäusern Karl der Grosse und in der Helferei stattfinden. Man kann sich zum Beispiel in interaktiven Workshops Gedanken über die eigene Beerdigung machen, oder auch lernen, wie man seine Patientenverfügung schreibt.

Das finde ich alles sehr wichtig, fühle mich zugleich aber nicht ganz angesprochen. Ich bin noch zu jung für die Konfrontation mit dem Lebensende, rede ich mir ein. Meissner hält dagegen: «Es ist eine Illusion, zu glauben, dass der Tod nur im Alter stattfindet. Uns war wichtig, dass sich auch junge Leute mit dem Tod befassen.» Auf dem Friedhof Sihlfeld zeigen deshalb drei Kurzfilme die Realität einer Gruppe Jugendlicher: Sie verarbeiten darin den Suizid ihrer Freundin. Daneben werden am Festival auch neuere Phänomene thematisiert, etwa in einem forschungsbasierten Vortrag über den Umgang mit Tod, Trauer und mentaler Gesundheit in den sozialen Medien. «Viele jüngere Menschen nutzen die

digitalen Plattformen, um ihre Krankheit oder ihr Sterben zu dokumentieren», so Meissner. Sogar ein Puppentheater für Kinder spricht spielerisch den Tod an. Besonderen Wert wird auch auf den Austausch

«Ich erlebe es als sehr wohltuend, sich häufig mit dem Tod zu befassen.»

Bitten Stetter, Designerin und Professorin für Trendforschung an der ZHdK

zwischen Hinterbliebenen gelegt. In einem «Erzählcafé» können Jugendliche, die einen Elternteil verloren haben, ihre Erfahrungen miteinander teilen. Dieses Angebot sei rege genutzt worden, sagt Meissner, «und allgemein habe ich gespürt, dass die Besucher*innen das grosse Bedürfnis haben, zu reden.»

Tatsächlich beobachte ich im Kulturhaus Helferei, wie sich die Menschen bei kostenlosem Kaffee und Kuchen über den Tod unterhalten. Hier treffe ich auch auf Bitten Stetter. Sie ist Designerin und Pro-

fessorin für Trendforschung an der Zürcher Hochschule der Künste. In ihrer Arbeit setzt sie sich kreativ mit dem Lebensende auseinander. «Ich habe selber einen nahestehenden Menschen im Spital gepflegt und

dabei gemerkt: aus einer Design-Perspektive stimmt hier etwas nicht», erinnert sich Stetter. In vulnerablen Zeiten beschränke sich der persönliche Raum oft auf das Bett, erklärt sie, «und es fehlen viele Hilfsmittel, diesen als eigenen Lebensraum zu gestalten.»

Ästhetik ist wichtig beim Sterben
Im Anschluss hat die Designerin vier Jahre lang in der Palliativpflege gearbeitet und die Bedürfnisse von Sterbenden erforscht. Ihre Erkenntnisse hat sie in die Marke «finall.»

übersetzt, die am Festival einen kleinen Kiosk hat. Unter den Produkten finden sich bunte Pflöcke, funktionale Taschen fürs Spital, spezielles Geschirr für kranke Menschen oder ein Mobile, ein frei hängendes Gebilde, für Fotos ans Spitalbett. «Im Spitalumfeld gibt man sehr viel von seiner Identität ab, denn alles sieht gleich aus», so Stetter. Ihre Produkte dienen der aktiven und persönlichen Gestaltung dieses letzten Lebensabschnitts. Dabei sei die Ästhetik genau so wichtig wie die Funktionalität: «Aus meiner Sicht ist Ästhetik kein Luxusgut, sondern ein Mittel, mit dem wir kommunizieren können». Für die Zukunft plant die Designerin einen fahrbaren Kiosk für Spitäler, in dem sie ihre Produkte anbieten will.

Ich habe am Festival verschiedene Menschen getroffen, die sich täglich mit dem Tod beschäftigen. Was man sich als sehr bedrückend vorstellen mag, sehe ich durch die Erfahrungen meiner Gesprächspartner*innen aus einem anderen Win-

kel: «Ich erlebe es als sehr wohltuend, sich häufig mit dem Tod zu befassen,» sagt Bitten Stetter, es nehme ihr die Angst davor und bringe sie auf zentrale Fragen des Lebens. Auch Gabriella Meissner ist überzeugt, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergänglichkeit das Leben kostbarer macht.

Das Festival schliesst im Alten Krematorium auf dem Friedhof Sihlfeld mit einer Totentanz unter dem Motto «Memento Mori» – sei dir deiner Sterblichkeit bewusst. Drei Künstler*innen bewegen sich langsam durch die kühlen, hohen Räume des Friedhofsgebäude und feiern so das Leben und den Tod zugleich. Danach verlasse ich unter Nieselregen und grauem Himmel den Friedhof wieder, meiner Endlichkeit plötzlich sehr bewusst. Damit kommt aber auch ein Gefühl von Unbeschwertheit, von Aufbruch. Das Kulturfestival begrüsst hemmungslos das Sterben, ist dadurch aber weder bedrückend noch trist, sondern viel eher lebensbejahend.

Eine **Karte** wie für **dich** gemacht!

Wir verlosen
5 x 1
Geschenkkarte
im Wert von je
Fr. 500.–



**10% Rabatt
auf alles***
inkl. tolino eReader



**Kostenlose
Lieferung**
GRATIS



**Rasche
Verfügbarkeit**
gefragter Studienliteratur



**und viele
Vorteile mehr.**



Jetzt die
Education Card
bestellen und
gewinnen!



Mehr Infos zur Education Card
und zu den Teilnahmebedingungen
unter orellfuessli.ch/educationcard

*Ausgeschlossen sind Elektroartikel, Geschenkkarten und -hefte,
Erlebnisboxen, Abos, Zeitschriften, Lebensmittel, Druckerpatronen.

**orell.
füssli**
mein Buch

ETH zürich **ISTP**



**Apply
now!**



MSc ETH in Science, Technology and Policy

Complement your science or
engineering background with Policy
Analysis skills in order to tackle today's
grand societal challenges!
Applications open
November 1 – December 15!



Ein Podcast auf
reflab.ch, Spotify
und Apple Podcasts.

**UNTER
FREIEM
HIMMEL**





Monotonie, Skurrilität – Das Abteil ist voll, Sitzplatz habe ich keinen. Die ausgedehnten, planlosen Tage der Semesterferien sind zu Ende gekommen. Rhythmus nimmt wieder Überhand. Zwischen den anderen Mitfahrenden versuche ich, einen Blick nach draussen zu erhaschen. Die Häuser ziehen im Schnell-

takt vorbei, ich erkenne nichts. Also fixiere ich meinen Blick auf das gleichmässig karierte Polster des Sitzes vor mir. Alles scheint mir monoton – das Muster, der Alltag, die dunklen Morgenstunden, die Pendler.

Ich warte, bis es endlich Zeit ist und schiebe mich vorbei Richtung Ausgang. Auf

dem Bahnsteig schaue ich nochmals zurück. Auf einmal verschiebt sich mein Bild. Formen und Figuren überschneiden sich. Ich sehe die alltägliche Szene in einem anderen Rahmen; meine Mitfahrenden befinden sich in einem skurrilen Kosmos, der sich verfaltet und davonfährt. Ich überlege mir, wer diese

Collagen erfindet. Stelle mir vor, wie es ist, wenn der Alltag aus Planen und Bemalen von Zügen besteht. Ich denke ans Skispringen, Schneemännerbauen und Fliegen, an komische Bräuche und überwachende Augen. Da kommt mir alles auf einmal nicht mehr so banal vor. (les)

Menschenfeindliche Architektur

Serafin Jacob

Wer spätabends im Stadtzentrum herumgeistert, bemerkt womöglich, dass der Hauptbahnhof schliesst. Zu beobachten sind sorgfältige Reinigungsarbeiten, die auch gestrandete Reisende vom Boden entfernen würden. Auch wenn man sich tagsüber im Innenraum niederlässt, wird man immer wieder von Sicherheitsleuten weggeschleucht: «Sie dürfen hier nicht sitzen».

Unangenehme Subtilitäten, könnte man meinen. Doch genau solche Details sind es, die im Buch «Platz Nehmen – Gegen eine Architektur der Verachtung» von Mickaël Labbé als Symptome eines weitaus grösseren Problems enttarnt werden. Den Menschen wird das Recht auf ihre Stadt genommen. Der zentrale Punkt des Buches ist, dass durch eine Form moderner Architektur und Stadtplanung Verachtung gegen die Einwohner*innen ausgedrückt wird.

Beispiele gibt es leider viele: So können Menschen ohne Unterkunft auf unebenen Bänken nicht schlafen und Überwachungskameras schüren ein Gefühl des Misstrauens. Durch diese Auswüchse werden marginalisierte Gruppen wie Arme aus der Stadt gedrängt und unsichtbar gemacht.

In den Worten Labbés: «Räume gegen eine bestimmte Bevölkerungsgruppe zu gestalten, lässt sie für alle unwirtlich werden». Diese Unwirtlichkeit verstärkte Angst und degradieren das Zusammenleben zu einem blossen Nebeneinanderbestehen.

Die Menschen sollen, so der Ästhetikdozent, die Stadt zurückerobern. Dazu müsse man die Quartiere wieder zu Plätzen für ihre Einwohner*innen machen, an denen auch Austausch, Begegnung und Müsiggang abseits der kapitalistischen Marktregeln möglich ist.

Kurzzeitige politische Aktionen wie Demonstrationen seien zwar wichtig, jedoch kann demokratische Stadtentwicklung laut Labbé langfristig nur durch eine Rückeroberung der Alltagsplätze durch ihre Bewohner*innen garantiert werden. Zuletzt appelliert Labbé an die Verpflichtung der Architektur, die Städte für ihre Menschen ausulegen, statt einfach kapitalistische Interessen zu bedienen und sich zudem in künstlerischen Spielereien zu verlieren.

Labbé präsentiert in dieser lehrreichen Lektüre einen Überblick darüber, wie sich Städte von ihren Bewohner*innen entfremden, stellt konkrete Lösungen für ein besseres Zusammenleben vor, ohne in utopische Gedanken abzuschweifen, und muntert jede einzelne Person dazu auf, die Stadt für alle ein wenig besser zu machen.



Platz nehmen. Gegen eine Architektur der Verachtung
Mickaël Labbé, Nautilus Flugschrift,
September 2023. 208 Seiten,
ca. 20 Franken.

Der Junge aus dem Viertel

Rapper Sic4rio wuchs im Kreis 4 auf, wodurch er früh mit Drogen und Gewalt in Kontakt kam. Diese Realität schildert er in seiner Musik. Nun unterzeichnete der 20-Jährige einen Vertrag mit Sony Music.

Sadaf Sedighzadeh

Ein junger Mann mit Bandana schlenkert die Treppen der Lochergut-Hochhäuser hinab zu einem schwarzen Porsche. Man bemerkt kaum, dass das Video schwarzweiss gedreht ist, wenn man die hellrote Fassade der ehemaligen Arbeiter*innensiedlung an der Karl-Bürkli-Strasse nicht kennt. Wenn man nicht mit der Poesie dieser Gegend vertraut ist. Zu gut kaschiert der anthrazitfarbene Filter die Symphonie der Widersprüchlichkeiten, die sonst in dieser Gegend so laut sind. Lachende Kinder, deren junge, eher gut verdienende Eltern in den letzten Jahren hierhergezogen sind. Dann und wann die Stimme der Verkäuferin vom Anny-K Kiosk, wenn sie stolz von der Kaffeemischung in ihrem Cappuccino erzählt. Man hört einen Mix an Sprachen an dieser Ecke und vor allem hört man viel Rap.

«Was geht, was geht? Ussersihl im Huus. Sic4rio. Rap United. 32 Bars, gib ihm!», sagt der 20-jährige Rapper im oben beschriebenen Musikvideo. Seine Musik wird überall gepumpt. Vor dem Dönerladen Ararat am Lochergut, auf der Fritschiwiese, unterwegs zum Feiern an der Langstrasse, reihum dröhnt sie aus den Innenhöfen. Jetzt scheint auch ein grosses Label das Potenzial des Jungen aus dem Kreis 4 zu erkennen, denn vor gut einem Monat unterzeichnete Sic4rio einen Major-Deal mit Sony Music Switzerland.

Perspektivlosigkeit und Wut

Ich treffe den 2003 geborenen Rapper im Grand Café Lochergut, hinter uns der berühmt-berüchtigte Hochhauskomplex. Immer wieder dringt sein «Aussersihler Slang» durch, wenn er über seine Kindheit im Quartier spricht. Die Leute in seinem Block sind gefühlt alle seine Verwandten, er genoss eine schöne Kindheit, ging im Quartier zur Schule, erst ins Schulhaus Hohl, dann in die Sekundarschule gegenüber. Allmählich finden die Themen, die er in seinen Liedern schildert, Einzug in sein Leben.

Für ihn ist es diese Gegend, die eine*n zu dem macht, was er in seiner Musik darstellt. Es sei diese Gegend, die verursacht, dass man mit Drogen, Kriminalität und Gewalt in Kontakt kommt. Vielen fällt es schwer, zu glauben, dass Lebensrealitäten wie seine in der Schweiz existieren. Die Perspektivlosigkeit und die Wut in seiner Kunst wirken für manche künstlerisch überhöht. Doch das Quartier wurde in den letzten 20 Jahren medial ständig als Problembezirk gebrandmarkt, manchmal mit rassistischem Unterton. Zudem wurde das Quartier in dieser Zeitspanne extrem aufgewertet und viele Menschen, die Aussersihl jahrzehntelang prägten, wurden von der Stadtzür-

cher Wohnungspolitik vertrieben. Es wird ständig über den Kreis 4 geredet, aber kaum mit den Menschen, die dort aufgewachsen sind. Genau deshalb rappt Sic4rio über die Dinge, über die er rappt: um aufzuzeigen, dass Lebensrealitäten wie seine auch Teil der Schweiz sind.

In der Schule hätten er und sein Freundeskreis mehr Unterstützung gebraucht, sagt er. Einer seiner Freunde tauchte eine Zeit lang nicht auf, weil er in Untersuchungshaft sass, andere erschienen bekifft zum Unterricht. Sie fühlten sich im Stich gelassen. Allein die Postleitzahl 8004 im Lebenslauf zu haben, würde die Suche nach einer Lehrstelle erheblich erschweren. Dennoch scheint Sic4rio sich mit seiner Vergangenheit zu rechtgefunden zu haben. Durch diese Erfahrungen hat er gelernt, sich selbst eine Stütze zu sein. Musik, Fussball, Kampfsport und seine Familie hätten ihm dabei geholfen.

Aufgewachsen ist Sic4rio christlich und hindu. Er pflegt Kontakt zu seiner Familie in Sri Lanka, das sein Vater wegen dem Bürgerkrieg verlassen musste. Auch wenn er die Schweiz heute als seine Heimat betrachtet, interessiert er sich sehr

für die Geschichte seiner Eltern und die Kultur, bedauert aber das politische Klima, das die historischen Ereignisse in der Heimat seiner Eltern hervorgebracht haben. Einer seiner besten Freunde ist Singalese, und für die beiden macht dieser Hass überhaupt keinen Sinn: «Ich kann nichts dafür, dass ich Tamile bin, er kann auch nichts dafür, dass er Singalese ist. Was hat das alles denn überhaupt mit uns zu tun?».

Sein Handy vibriert dauernd

Durch seinen älteren Bruder lernte er Rapmusik lieben. Heute noch sind Deutschraps-Klassiker aus dessen Repertoire grosse Inspirationen für Sic4rio. Celso & Adbi, Bushido, aber auch Stilrichtungen wie UK Drill hört der Zürcher gerne. Das spiegelt sich auch in seiner eigenen Musik wider, die nicht selten mit einem zum Kopfnicken anregendem Boom Bap Beat hinterlegt ist. Inhaltlich sind seine Lieder von dem beeinflusst was er im Kreis 4 beobachtet, die Geschichten, die er erlebt und erzählt bekommt. Sie ist geprägt von den Menschen, die er kennt, mit denen er aufgewachsen ist. Und dennoch ist Sic4rio nicht bloss ein Geschichten-

erzähler, er hat auch eine Message, wie man in «Blockkids», dem Song, auf den er am meisten stolz ist, hören kann. Darauf warnt er vor den Schattenseiten des Lebens in seiner Gegend und rappt darüber, dass es auch

«Es isch ok, wenn du kei Droge nimmsch oder ticksch.»

Sic4rio, Rapper

hier möglich ist, sein Leben umzukrempeln. Ein Macher ist für ihn jemand, der seine Eltern stolz macht, sagt er und rappt: «Mit gueter Bildig bisch du trotzdem real» oder «Es isch ok, wenn du kei Droge nimmsch oder ticksch».

Während unseres Gesprächs vibriert Sic4rios Handy dauernd. Irgendwann muss ich das Band stoppen, damit er den Anruf seines Managers beantworten kann. Er legt auf und bestellt sich noch eine Passionsfrucht-Schorle. «Über was hemer gredt? Ah ja stimmt, das isch e luschtigi Gschicht...» fährt er fort. Die Geschichte seines Durchbruchs begann bei der SRF-Sendung «Bounce

Cypher» von diesem Jahr. Er hatte beim Rappen zwei grosse Aussetzer und konnte deshalb nicht richtig punkten. Er steckte damals mitten in der Lehrabschlussphase, hatte andere Prioritäten. Er wollte seine Eltern

stolz machen und die Lehrabschlussprüfung bestehen. Dennoch schrieb er innerhalb einer Woche einen Text – und hatte dann am Cypher ein Blackout. Trotz der Aussetzer brach er seinen Part nicht ab. Er rappte einfach weiter. Enttäuscht von sich selbst verliess er das Fernsehstudio. Er dachte: Das wars.

«Einfach mal machen»

Kurz darauf meldete sich Sony bei Sektion Züri, einem Label, das dem jungen Rapper sehr nahesteht. Die Chefin des Major-Labels schien tief beeindruckt von seinem Biss und seiner Professionalität gewesen zu sein, davon, wie er mit seinen Texthängern umgegangen sei. Hätte er abgebrochen oder von vorne begonnen, hätten sie ihn nicht in 10 Jahren unter Vertrag genommen, erzählt er mir, unterdrückt sein stolzes Lächeln und nimmt noch einen Schluck von der Schorle. Mir wird ein angenehm fester Händedruck angeboten, bevor sich Rojhat Doski, der 24-jährige Manager von Viertelmusik, einem Plattenlabel, bei dem Sic4rio auch Mitglied ist, neben uns hinsetzt. Auch er ist aus dem Quartier und gründete 2018 04 Musik, eine Plattform für aufstrebende Artists. Mit der Zeit entwickelte sich die Plattform zum Plattenlabel, wo heute auch Künstler*innen aus anderen Stadtteilen mitarbeiten.

Ich bin beeindruckt von den beiden und ihrer «Einfach mal machen»-Mentalität, egal wie schlecht die Bedingungen sind, egal wie stark der Anthrazit dieser Betonsiedlung sich in die Seele eingefressen hat. Hauptsache nicht stillstehen, wenigstens versuchen. Sic4rio hat nicht vor, sich für den Mainstream zu verbiegen. «Sorry, ich muen da schnell arrogant werde, aber mini Zahle spreched für sich», sagt er, als ich ihn frage, ob es nicht schwer ist, mit Strassenrap in der Schweiz wirklich Fuss zu fassen. Der Zürcher hat damals mit dem Rappen angefangen, um das zu «representen», was ihn betrifft. Er hat angefangen, weil er davon überzeugt war, dass er besser rappen kann, als die privilegierten Künstler*innen, die lange Zeit die Szene prägten. Jetzt ist Sic4rio im Game, und er ist gekommen, um zu bleiben.



Sic4rio hatte seinen Durchbruch bei der SRF-Sendung «Bounce-Cypher», trotz zwei Aussetzer beim Liveauftritt. Bild: zVg

Warenwürde

Gezeichnet von Alain Schwerzmann vom Comicmagazin «Die Notbremse».



AUTUMN 2023 ACTIVITY FAIR

GET TO KNOW THE UZH'S STUDENT ORGANISATIONS

AUTUMN 2023



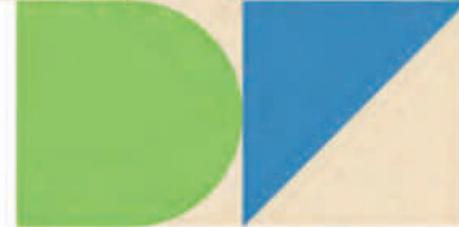
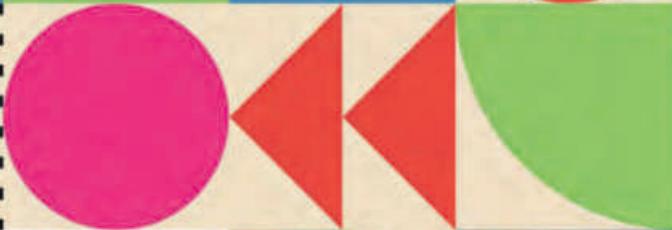
WEDNESDAY
27.09.2023

LICHTHOF
UZH ZENTRUM



THURSDAY
28.09.2023

LICHTHOF
UZH IRCHEL



**EINFACH SCANNE
UND GWÜNNE**



OMG!

Die Ultimative
**go'er
PARTY**

**MEMBERKARTE, KONZERT
UND PARTY TICKETS UVM!**

Die Ultimative
**2010er
PARTY**

Die Ultimative
**2000er
PARTY**
BIG CITY LIFE

**X-TRA Haus der Musik,
Limmatstrasse 118, 8005 Zürich**

**MORE
than
MODE**

**Lollipop
party**

**ROLLSCHUH
DISCO**



100 Jahre ZS - Jubiläum umsbund

1923

Gründung

Weil die Tageszeitungen nicht die Mitteilungen der SUZ (Studentenschaft der Universität Zürich) abdrucken wollen, gründet die SUZ ihr eigenes Publikationsmittel: Den «Zürcher Student». Die ersten Redaktoren sind Hermann Witzthum und Max Paul Schreiber. In den Anfangsjahren informierte der ZS über die Projekte des VSS und der SUZ und bot Seitenplatz für aufgeregte politische Diskussionen.

1924

Erste Redaktorin

Gut anderthalb Jahre nach seiner Gründung nimmt der ZS die erste Frau in seine Redaktion auf. Klara Stucki arbeitet von Oktober 1924 bis April 1925 für die Zeitung. Danach dauert es genau zwanzig Jahre, bis mit Ursula Hungerbühler die nächste Frau Redaktionsmitglied des ZS wird.

1932

Max Frischs Debüt

Mit dem im ZS veröffentlichten Text «Was bin ich?» beginnt das öffentliche literarische Schaffen von Max Frisch.

1945

Aufbruchstimmung

Die ZS-Schreiber freuen sich, wieder in den Austausch zu können und debattieren, wie man mit Deutschland und deutschen Studierenden umgehen soll. Soll man im Nachbarsland die Schweizer Demokratie vorleben oder lieber nach England, wo nicht «jedes Haus den Geist des Zusammenbruchs» atmet?

1959

St. Gallen macht mit

Durch eine kurzlebige Kooperation mit der verfassten Studierendenschaft der Universität St. Gallen erscheint der ZS einige Ausgaben lang als Zürcher St. Galler Student.

1972

Proto-WOZ

Die linke Zeitung «konzept» erscheint zum ersten Mal. Darin berichten Autorinnen und Autoren des ZS über politische Ereignisse, bis bald darauf eigenes Personal angeworben wird und 1982 die Redaktion um Lotta Suter die «WOZ» daraus gründet.

1978

Gilgens Feldzug

Der Erziehungsdirektor Alfred Gilgen löst die SUZ auf, nachdem zwei Studenten Rekurs eingelegt hatten, weil ihnen der Studierendenverband zu links war. Gilgen begründet die Auflösung mit der mangelnden rechtlichen Grundlage für die «Zwangmitgliedschaft».

1992

Unabhängig

Aufgrund redaktioneller und politischer Differenzen trennen sich die Wege der ZS und die des VSETH und des Verbands der Studierenden der Universität Zürich (VSU). Unter anderem auf Betreiben von Redaktor Theodor Schmid wird der «Medien Verein ZS» quasi als Verlag für die ZS gegründet.

1993

Generisch weiblich

Die «Zürcher Student/in» verliert ihren Schrägstrich und heisst fortan «Zürcher Studentin». Im Jahr darauf wird das generische Femininum in der ZS eingeführt.

2003

Geld veruntreut

Die ZS ist – nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal in ihrer Geschichte – in arger Geldnot. Diesmal, weil die Geschäftsleiterin des Medienvereins mutmasslich einen nicht unbeträchtlichen Geldbetrag veruntreut hat.

2006

Geschlechtsneutral

Die ZS erhält den alle Geschlechter umfassenden Namen «Zeitung für Zürichs Studierende». Ein Jahr später wird sie im Zuge eines umfassenden Relaunches, bei dem iQ und ZS fusionieren, schliesslich in Zürcher Studierendenzeitung umbenannt. Diesen Namen trägt sie bis heute.

→ **1928****Fast-Schliessung**

Die von Mitgliedern des Grossen Studentenrats wegen mangelnder Qualität geforderte Auflösung des ZS scheitert an einem Verfahrensfehler – es ist der erste von vielen Beinahe-Toden der Zeitung in den nächsten Jahrzehnten.

→ **1929****Rechtsaussen**

Hans Vonwyl wird ZS-Redaktor und gründet bald darauf die faschistische Partei «Nationale Front». Zusammen mit seinem Nachfolger, Robert Tobler, Mitglied der «Neuen Front», führt er den ZS in eine faschistische Richtung. Lange Meinungsartikel wettern gegen «Überfremdung» an der Uni und fordern ein Ende der Demokratie.

→ **1948****Famoser Leserbrief**

Thomas Mann schreibt einen Leserbrief an den ZS und lobt die humorvollen Texte – auch wenn diese manchmal ins «Bierfidele abgleiten».

→ **1968****Linksfixiert**

Ein Flugblatt wirft der ZS-Redaktion vor, Studierende als «linksfixierte Konformisten» zu betrachten. Einer der Unterzeichner ist Christoph Blocher.

→ **1980****Züri brännt**

Der ZS kritisiert in seiner Ausgabe vom 16. Juni unter dem Titel «Neun Minuten» das vom «heissen Machtliebhaber» Alfred Gilgen ausgesprochene Verbot des Dokumentarfilms «Züri brännt» über die Opernhauskrawalle scharf.

→ **1981****Schrägstrich**

Der «Zürcher Student» wird in «Zürcher Student/in» umbenannt.

→ **1996****satan.ethz.ch**

Die Website satan.ethz.ch ist die erste Internetpräsenz der ZS. Das Interesse daran hält sich allerdings in Grenzen, weil Internetzugänge noch nicht so verbreitet sind.

→ **2023****Greisenalter**

Die ZS wird allen Widrigkeiten zum Trotz hundert Jahre alt. Die aktuelle Redaktion blickt zuversichtlich in die Zukunft – und dies zu Recht. Zum dritten Mal gewinnt die ZS den Pro Campus Presse Award und wird wie in den Jahren 2012 und 2017 zur besten Studierendenzeitung im deutschsprachigen Raum gewählt.

In den 100 Jahren ihres Bestehens machte die ZS vor allem eins: Zoff

Wenn es irgendwo knallte, war die ZS zuvorderst dabei. Sie provozierte und liess sich provozieren. Das zeigt die Festschrift «100 Jahre Zoff. Die Geschichte der Zürcher Studierendenzzeitung».

Oliver Camenzind

Am Anfang war Gerede. Darüber, wer der Legende nach schon alles für die ZS geschrieben hatte. Darüber, wie viel Lohn die Redaktionsmitglieder früher offenbar bekommen hatten. Und, ja – auch darüber, was für eine Farbe das Sofa hatte, auf dem die und die Leute miteinander geknust haben sollen.

Ich war Anfang zwanzig, neu an der Uni, hatte Lust auf Party und auf Gossip. Aus diesen und tausend anderen Gründen war die ZS der perfekte Ort für mich: Dort gab es nicht nur die lebenswürdigsten und klügsten Menschen weit und breit, sondern auch viel zu tun und in regelmässigen Abständen etwas zu feiern. In der Rämistrasse 62 ein- und auszugehen, fühlte sich grossartig an. Ich spürte, dass dies die Tage sein könnten, an die ich später voller Glückseligkeit zurückdenken würde.

Trotzdem hörte ich am Ende bei der ZS auf, ohne die Wahrheit über ihre Mythen zu kennen. Um ehrlich zu sein: Ich wusste kaum mehr als das, was in der Redaktion und in ihren Dunstkreisen halt so geredet wurde. Dabei ist die Vergangenheit der ZS ziemlich juicy – um das einmal so zu formulieren. Aus unserem ursprünglichen Plan, den bruchstückhaften Eintrag bei Wikipedia zu ergänzen, entstand nach meinem Abgang 2019 die Idee, ein Buch zu

schreiben. Der Journalist Michael Kuratli, der Historiker Johannes Luther und ich nahmen uns der Sache an. Wir sagten uns: Wenn wir schon die ganze Arbeit machen, dann soll sich das auch lohnen. Im Frühjahr 2020 machten wir uns erste konzeptuelle Gedanken für das Buch. Wir überlegten, was in so einem Buch stehen müsste, und wie diese Dinge herauszufinden wären.

Zo , Zo , Zo

Wir fanden wunderbare Autorinnen und Autoren, die sich bereiterklärten, den drängendsten Fragen nachzugehen. So ist ein vielstimmiges Buch entstanden, das sich der ZS von verschiedensten Seiten nähert. Es sind darin persönliche Erinnerungen und allerlei Anekdoten versammelt, historische Analysen und medienwissenschaftliche Überlegungen.

In ihrem Beitrag denkt zum Beispiel die Journalistin Nina Kunz an die Zeit ihres Studiums zurück. An die Typen, die in der Redaktion herumgehungen, The Smiths gehört und Dosenbier getrunken haben. Sie schreibt: «In den Jahren bei der ZS – und das scheint mir wichtig – lernte ich aber nicht nur, wie man eine Zeitung macht, sondern auch, wie man richtig blöd tut.» Und damit hat sie völlig Recht. Die ZS lebte (zumindest damals) an der Grenze

zwischen Strebertum und prolligem Gegröle. Es war allerdings nicht immer alles so. Der Historiker Jakob Tanner beschreibt in seinem Essay, wie junge Fanatiker um 1930 den deutschen Nationalsozialisten nacheiferten und die ZS zu einem frontistischen Kampfblatt umbauten. Sie schrieben über «krankhafte Stellen am Volkskörper», die Vorzüge von Diktaturen nach faschistischem Vorbild und so weiter.

Die ZS der frühen 1930er-Jahre war ein Drecksblatt. Aber sie fing sich, überlebte und besserte sich. In den folgenden Jahren blieben ihre Artikel meistens recht zahm. Bis es 1968 wieder knallte und 1980 noch einmal. Wenn es irgendwo brannte, dann war die ZS ganz vorne mit dabei. Sie hatte nichts zu verlieren, und sie machte, was sie am besten konnte: Zoff. Die ZS brachte provokative Schlagzeilen, billige Provokationen, politische Karikaturen und schoss aus allen Rohren gegen ihre Feind*innen. Das trug ihr Respekt und Ärger zu gleichen Teilen ein. Vor allem hielt es sie aber lebendig. Immer dann, wenn es Stunk gab, wuchs die ZS über sich hinaus.

Insofern hoffe ich, dass der Universität Zürich und der ETH der Ärger so bald nicht ausgeht. Damit die ZS, die beste Studierendenzzeitung der Welt, noch lange bestehen kann.



100 Jahre Zo . Die Geschichte der Zürcher Studierendenzzeitung. Hg. von Johannes Luther, Michael Kuratli und Oliver Camenzind. Hier und Jetzt, Zürich 2023. 352 Seiten, ca. 39 Franken.

Ruedi Widmer ist Grafiker, Cartoonist und Kolumnist und zeichnet regelmässig etwa für die WOZ und den TagesAnzeiger. Er war 1998 bis 2000 Cartoonist bei der ZS und zeichnete unter anderem die Rubrik «Frecher Siech». Für das Jubiläum hat er die Figur wiederaufleben lassen.

«Der Freche Siech war eine Art Walross-Wesen, war vorlaut, ein bisschen kindlich und ehrlich. Die recht anarchistische Serie war nicht unumstritten, aber sie hatte ihre Fans», sagt Ruedi Widmer.



ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

1. JAHRGANG, No. 1 / Erscheint monatlich / ZÜRICH, Ende Februar 1923

Redaktion: | Hermann Witzthum, jur., Langstrasse 195, Telephon Selnau 23.53
| Max P. Schreiber, phil. I, Weststrasse 3
Verlag: Rascher & Cie. A.-G., Zürich 1, Rathausquai 20

Zum Geleit.

Das ersehnte Ziel jeder Vereinigung ist naturgemäss darauf gerichtet, von ihren Ideen und Bestrebungen der Öffentlichkeit sinnfälligen Ausdruck zu geben, ein Sprachrohr und ein Bindeglied für den Einzelnen der Organisation zu schaffen. Nur der ständige Gedankenaustausch und die freie Aussprache können die gemeinsame Arbeit befruchten. So ist es verständlich, dass die Organisation der Studentenschaft der Zürcher Universität seit dem Tage ihres Bestehens nach einem Publikationsmittel suchte. Es liesse sich die längste Abhandlung über dieses Suchen schreiben: Bei den Redaktionen der Tageszeitungen wurde wiederholt und erfolglos angeklopft, Versuche in einer bestehenden Zeitschrift Raum zu erhalten, waren aussichtslos, — endlich scheint die Idee mit der heute erstmals an die Öffentlichkeit tretenden Zeitschrift ihre Verwirklichung gefunden zu haben, denn die „Wegleitung“ konnte nicht befriedigen.

Es ist nicht uninteressant, die Stimmen sich zu vergegenwärtigen, welche sich zur Zeitschrift äusserten. Die älteren Akademiker machten aus ihren Bedenken kein Hehl; wie in der Wissenschaft waren aber auch hier die Meinungen getrennt, denn wir erhielten auch freudige Zustimmungen. In den leitenden Kreisen der Organisation fand die Zeitschrift eine Aufnahme, die im Vergleich zur nüchternen Denkweise dieser Kreise als eine begeisterte bezeichnet werden darf. Wir freuen uns auch, von unserem Mitkämpfer, dem „Geistesarbeiter“ warm begrüsst worden zu sein. Werden die Skeptiker oder die andern Recht bekommen? Die Vergangenheit spricht eher für die ersteren, aber die Zukunft ge-

Im Zeichen der Diktatur

Anfangs 1930 benutzen Frontisten den ZS als faschistisches Pamphlet. Annemarie Schwarzenbach hält dagegen und mahnt zur Menschlichkeit.

1929 wurde Hans Vonwyl ZS-Redaktor und veröffentlichte gleich als erstes einen Artikel, der den Wiener Antisemitismus rechtfertigt. Das passte in sein Programm: Vonwyl gründete die faschistische Partei «Nationale Front» und druckte weitere antidemokratische und völkische Artikel – so wie «Ustertag» von P. Herzog.

Dennoch kamen im ZS auch liberale Stimmen zur Geltung. 1931 plädierte die 22-jährige Schriftstellerin, Reporterin und Fotografin Annemarie Schwarzenbach für individuelle Freiheit und warnte vor Intoleranz. Während ihre Eltern mit dem Nationalsozialismus in Deutschland sympathisieren und finanziell unterstützen, rebelliert Schwarzenbach und setzt sich für deutsche Emigranten ein. Im selben Jahr veröffentlichte sie ihr literarisches Debüt – einen autobiographisch gefärbten Roman über Freundschaft und Homosexualität.

Hans Vonwyl musste die Redaktion 1931 räumen, nachdem die «Nationale Front» Verkäufer einer kommunistischen Studierendenzzeitung tätlich angegriffen hatte. Ihm folgt Robert Tobler, Mitglied der «Neuen Front». So blieb der ZS rechtsradikal ausgerichtet, bis 1933 ein neuer Redaktor vermehrt auf Berichte aus dem Studentenleben setzte – wie zum Beispiel der Text von Max Frisch. (af)

Ustertag

P. Herzog / Dezember 1930

Am 23. November 1930 feierten die freisinnige, die demokratische und die Bauernpartei das Jubiläum des Ustertages von 1830. In der Studentenschaft hat diese Veranstaltung nicht den geringsten Widerhall gefunden. Und das ist gut so. Denn das ganze Fest war eine bedenkliche Angelegenheit. Der Kampf des Landvolkes von 1830 um seine Lebensrechte, das Ringen eines zum Selbstbewusstsein erwachten Standes hat mit diesem Sonntagsspaziergang von fünftausend wohlgenährten Bürgern gar nichts mehr zu tun. [...]

Der Glaube an die Gleichheit hat uns diesen knechtischen Absolutismus der Demokratie gebracht, der jede selbständige Haltung und jede Kritik an der Demokratie aufs gemeinste verdächtigt und unterdrückt. [...] Am besten aber zeigt sich, wohin dieser Glaube an die Gleichheit führt, wenn wir die Tochter der bürgerlichen Demokratie, die Sozialdemokratie näher ins Auge fassen.

Sie ist in allen Worten und Taten niedrig, sie beschmutzt alles Hochstehende und zieht alles in den gleichen materialistischen Sumpf, in dem sie steckt. So hat der Gleichheitsglaube immer mehr zur Auslöschung der menschlichen Ränge und zum unsichtbaren, aber niederträchtigen Terror des Durchschnitts geführt und unser Volk amerikanisiert, vermasselt und verlarvt. [...] Zu wirklicher Freiheit

des einzelnen wie des ganzen Staates führt nur die Ungleichheit. Goethe sagt: Freiheit ist nicht, dass wir nichts über uns anerkennen, sondern erst, dass wir etwas über uns anerkennen, macht uns frei. Opferfreudiges Dienen an einer Idee oder für einen Führer steht viel näher bei der wirklichen Freiheit als das dünkelhafte Souveränität unserer Kleinbürger, die sich gestatten, über jede wahrhaft souveräne Führerpersönlichkeit des heutigen Europa zu schimpfen. [...]

Noch ein anderes demokratisches Phantom ist die «Souveränität» des Volkes! Meines Erachtens ist ein Volk dann souverän, wenn es von seinen Grössten und Besten gelenkt wird. Nicht souverän, sondern verklavt ist es, wenn sein Tun von unverantwortlichen Bonzen und vom Geldsack befohlen wird wie in unserer heutigen schweizerischen Staatsform. Das Volk ist in dieser Frage in einem schlimmen Irrtum befangen, denn da ihm die Nutzniesser des Bonzensystems vorspiegeln, sie richteten sich ganz nach dem Willen des Volkes und der Stimmzettel entscheide alles, meint jeder einzelne, er würde etwas verlieren, wenn er seinen Stimmzettel nicht mehr abgeben könnte.

Es bleibt aber eben eine unleugbare Tatsache, dass durch den Stimmzettel alle die Parteien mit ihren Bonzen an der Macht blei-

ben, die durch ihre überlebte Existenz die Schweiz an einem wahrhaften Fortschreiten verhindern. [...]

Dass sich aber die Schweiz wirklich erneuere, bedarf es eines Mannes, der ein Künstler, erfüllt von Treue gegenüber alter eidgenössischer Tradition, aber auch voll Strenge gegen sich und das Volk, die Macht ergreift und tut was nötig ist. Solche Männer sind zu allen Zeiten aufgestanden, oft wenn man es am wenigsten hoffte und haben nach Perioden der Stagnation und des Zerfalls die Geschichte wieder vorwärts getrieben. Auf welche Art das in heutiger Zeit zu geschehen hat, dazu weist uns Mussolini den Weg. (Damit ist allerdings nicht gesagt, dass wir Mussolinis Aussenpolitik billigen. Als nationalgesinnte Schweizer müssen wir auf sie ein wachsames Auge haben.)

Es ist an der Zeit, zu einem neuen Ustertag aufzurufen, in dem wieder der Geist von 1830 herrschen soll, jener Geist der Solidarität des ganzen Volkes, der nicht nachlässt, bis er eine überlebte Ordnung weggeräumt hat und eine neue nationale und soziale Ordnung geschaffen ist. Dann wird es möglich sein, dass für diesen kommenden Staat auch die junge Generation wieder freudig Verantwortung übernimmt und alle ihre Kräfte einsetzt, um einer wahrhaft selbständigen und freien Schweiz zu dienen.

Lob der Freiheit

Annemarie Schwarzenbach / April 1931

Es entspricht unserer Neigung das Leben in Theorien zu begreifen, wenn wir jede Epoche mit einem Schlagwort versehen und ihr den einseitigen Stempel einer Tendenz aufdrücken. Es entspricht auch der amerikanischen Standardisierung, welcher das Individuum heute mehr oder weniger seinen Tribut zahlt. Immerhin ist dem einzelnen die Möglichkeit der Rebellion geblieben.

Dass aber die Theorie in solchem Masse zur Vereinheitlichung neigt, dass das heutige Schlagwort der politischen Diktatur auch die geistigen Gebiete ergreift, scheint der kulturellen Vielfalt bedrohlich. Diese Vermengung politischer Haltung mit geistigen Lebensformen ist unerträglich und erniedrigend. Gewiss ist es nutzlos, sich gegen den Geist der Epoche aufzulehnen, und keiner entrinnt der Zeit, welcher er angehört. [...]

Die Umkehrung der Ansprüche, die Versklavung der geistigen Kräfte im Dienste irgendeiner «Institution» war stets eine Gefährdung des kulturellen Reichtums. Selten fallen politische Blüteperioden mit den geistigen Höhepunkten einer Nation zusammen, und nie hat es dem Geiste gefrommt sich in den Dienst des Staates zu stellen. Die kriegerischen Leistungen Spartas haben seine fehlende Kultur nicht ersetzt, die Begabung

der Griechen hat in Athen das Reich ihrer Wirksamkeit gefunden. Wohl kennen wir fortschrittliche Epochen – sie folgen fast immer auf grosse äussere Siege – welche einen hohen Grad geistiger Aufklärung und materiellen Fortschrittes verbinden.

Aber eben das Beispiel des neuen deutschen Kaiserreiches, welches so glanzvoll begann, lehrt, dass jene Angleichung und Vermischung der Lebenssphären den geistigen Anspruch herabsetzt und verfluchen lässt. Die geistig-schöpferischen Kräfte brauchen Einsamkeit und Freiheit. Nirgends erhebt sich der Anspruch individueller Freiheit mit grösserem Recht. Die der bürgerlichen Prosperität so zuträglichen Epochen materiellen Aufschwungs erschaffen oder vereinseitigen zum mindesten die tiefere geistige Regsamkeit. [...]

Heute stehen wir, so hört man allgemein, im Zeichen der Diktatur. Ist es aber notwendig, die staatliche Tyrannei der Sowjets und die persönliche Autokratie der neuen Diktatoren und ultrareaktionären Volksführer, ist es notwendig, all diese hier nicht zu diskutierenden Erscheinungen in das geistige Leben eingreifen zu lassen, wo ihre Wirkung noch viel einseitiger und menschenunwürdiger ausarten müsste als in jenen Sphären der Tat, welchen sie entstammen?

Ist es notwendig, dass wir [...] wieder Fanatiker der Intoleranz und Anbeter des Autoritätsglaubens werden, dass wir von panischem Schrecken vor der «Realität aller Werte» erfasst, uns in das extreme Gegenteil retten, als gelte nicht wenigstens auf geistigem Gebiet das Gesetz des schönen Masses?

Nach der französischen Revolution hat eine ähnlich panische Furcht die heilige Allianz hervorgebracht, welche die Griechen in ihrem Freiheitskampf zu unterstützen sich weigerte, weil dieser Kampf gegen das Prinzip der Legitimität und Autorität versties! Dem Unbefangenen widerstreben die Äusserungen dieses Geistes ebenso wie ihm die bevorzugten Formen des heutigen politischen Lebens bedenklich erscheinen. Sollte die staatsbürgerliche Tüchtigkeit wieder der geltende Massstab für den «Wert» des einzelnen sein? Und sollten die in vielen Kämpfen errungenen Bedingungen einer freien Persönlichkeit so leicht wieder preisgegeben werden? Allein das eine genannte Symptom: die religiöse Intoleranz – wird zu einem Zeichen der Unkultur, gegen die unser Empfinden sich auflehnt Humanität, Toleranz und ein reiner Wille bleiben durch alle sich wandelnden Daseinsformen die selbstverständlichen Forderungen eines freien Geistes.



Die Schriftstellerin und Fotografin plädierte für Freiheit im Namen der Kunst. Hier abgelichtet von Anita Forrer.

Was bin ich?

Identitätssuche in der Ungewissheit: Der Student Max Frisch über Irrungen auf der Reise zur menschlichen Reife.

Max Frisch / April 1932



Max Frisch am geöffneten Fenster des Erkers in der elterlichen Wohnung. Foto: Max Frisch-Archiv, Zürich.

Ich denke mir, dass jeder Student, ob er nun sicheres Studiengeld hat oder nicht, dann und wann von dem Gedanken überfallen wird; wenn ich heute mein Studium abbrechen müsste? Und seinem Wesen entsprechend wird er sich mit dieser Frage befassen. Die einen benützen solche Gedanken, um ihre Phantasie anzukurbeln; sie malen sich dann aus, was sie in dieser Lage anfangen würden. Andere werden diese Frage als Spiegel verwenden: was bin ich heute? Wenn es mich heute mitten aus meinem Studium herausreißen würde, wenn es mich brotlos und beziehungslos ins Leben schleudern würde, – was bin ich?

Manchmal habe ich mit diesem Gedanken gerungen, manchmal auch nur getändelt. Und wenn man ihn nicht mehr aushält, legt man ihn weg. Jetzt kann ich das nicht mehr. Jetzt stehe ich tatsächlich mittellos in diesem Leben, das ich bis gestern erst aus der Literatur kannte.

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Aussenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz, – jetzt wird jene Frage schreiend und unheimlich laut: was bin ich? Und es scheint mir eine Frage zu sein, die über das private Elend hinausreicht, die jeden Studenten mehr oder minder kümmert. Denn schliesslich muss sich doch

jeder einmal an diesem Leben messen. Man heisst es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Gedanken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier uneinlösbare Wechsel, diese Gedanken und Gefühle. Das ist es. Für ein inneres Abschiednehmen von meinem Vater lassen sie keine Zeit, für ein inneres Erfassen des Todes keine Zeit. So stehe ich vor Gesichtern und Bürotüren, vor Telefonen und Briefen, als wäre ich in der Fremde und verstünde die Landessprache nicht. Oft wirkt die Erfahrungslosigkeit wie ein wohlthuender Witz, anderswo dagegen schmeckt sie bitter. Aber alles in allem: die Erfahrungen kommen schon, sogar rudelweise; hinter jeder Türe wartet eine, mehr oder minder freundlich.

Das Aufreibende ist die eigene innere Unsicherheit. Man schreibt und telefonierte und stellt sich vor. Und während man sich selber empfiehlt stösst und sticht einen immer und immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich? Bis hinein in die Träume verfolgt einen das. Indem ich so nach Stellen pilgere, verschiebt sich mir alles. Es sind natürlich hoffnungsarme Gänge; denn ich begreife noch zu wenig von Konjunktur, als dass ich Leid und Mitleid ausbeuten würde, und ich bin noch zu schön, als dass ich mit dem Tod meines lieben Vaters Arbeit erkaufe.

Inzwischen verschiebt sich alles; ich pilgere eigentlich nicht mehr nach Stellen, sondern in erster Linie nach Klarheit. Geld ist notwendig zum Leben, aber noch viel notwendiger ist es zu wissen, was man denn ist und wozu man eigentlich taugt.

Sie haben studiert, sagen Sie? Und ich antworte: vier Semester. Das eine Mal kommt mir das in einem Ton, als spräche ich von einem Vermögen. Und ein anderes Mal antworte ich kleinlaut, wie wenn sie mich vor Gericht fragen würden über ein Verbrechen. Diesen tollen Spielraum in den Stimmungen kannte ich schon als Student; seit ich Arbeitsloser bin, sind diese Schwankungen noch unsinniger geworden. Oft bedeuten meine Hoffnungen und Ansprüche lächerliche Überheblichkeiten und noch am selben Vormittag ebenso lächerliche Minderwertigkeiten. Man weiß nicht einmal mehr, was man hoffen darf. Diese Unsicherheit ist das Aufreibende.

Einerseits muss man gestehen, dass einem jeder Laufbursche in einem derartigen Leben überlegen ist. Denn je ärmer einer ist an Denken und Empfinden umso unverwundeter bleibt er hier. Und Wunden werden nicht honoriert. Man muss gestehen, dass einem Siebzehnjährige in den Fähigkeiten, nach denen hier gefragt wird, eindeutig überlegen sind. Und die verteilte Frage: haben Sie denn schon Praxis?

Dann will ich mich irgendwo in die Praxis werfen. Und wieder: haben Sie denn schon Praxis? So steht man vor einer glatten, grifflosen Wand und bleibt zurück. Dabei ist man schon ein paar Jahre im Hintertreffen. Man ist älter als jene, die fähiger sind. Und das Wissen um die Unwiederbringlichkeit dieser Jahre und um die Uneinholbarkeit wächst und verzerrt sich in Minderwertigkeitsängste. Andererseits muss man sich gestehen, dass man in diesen Jahren auch etwas geleistet hat. Und wir bringen doch auch etwas mit. Ich meine nicht die Testate und das Wissen aus Büchern und Vorlesungen. Aber man hat an sich selber gearbeitet. Mit grossem Aufwand an Zeit und Seele. Auch all die Irrungen können nicht verloren sein; selbst wenn sie an sich albern sind, so bedeuten sie doch eine Strecke auf unserem Weg nach menschlicher Reife. Das ist es: wir sind weniger vorgedrungen in der Richtung auf einen Beruf im alltäglichen Sinn dieses Wortes, es ging uns weniger darum, einen Beruf zu besitzen als ein Mensch zu werden. Auch wenn wir dieses Ziel noch unmöglich erlangt haben können, so sind wir doch immerhin vorwärts gekommen. Und das Wissen um diesen erkämpften, lebendigen inneren Reichtum verleitet einen vor gewissen Gesichtern zu einer lächerlichen Überheblichkeit.

Was bin ich? Zum Broterwerben mangelt mir gewisse Fähigkeiten, mangelt mir Praxis. Aber meine Konkurrenten haben sie, sie kennen das Kampffeld und sind trainiert. Und zum Ersäufen bin ich innerlich zu schön. Ich habe einen lebendigen Reichtum, und ich pilgere mich müde; denn er ist ein uneinlösbarer Wechsel.

Oft denke ich mir das Studium wie eine Brücke. Wir bauen auf ein sicheres Ufer hin und vertrauen auf unseren Bau und kümmern uns spärlich um das, was wir da eigentlich überbrücken. Es ist ein Ulk: in der Mitte bricht es, und man rutscht als Nichtschwimmer in den Fluss.

Ohne Mittel steht er im Leben. In einem Wartezimmer zwischen Dasein und Werden. Aus finanziellen Gründe unterbricht Max Frisch 1932 sein Germanistik Studium an der Universität Zürich, nachdem der Vater im März unerwartet stirbt. Er hinterlässt seinem 21-jährigen Sohn und dessen Mutter überwiegend Schulden. Inmitten dieser Ungewissheit verfasst Frisch seinen ersten Artikel, der im April 1932 im Zürcher Studenten erscheint, noch unwissend, dass die Frage des Titels später in seinem Gesamtwerk als Schriftsteller zentral sein wird: «Was bin ich?».

In einem seiner späteren Romane «Mein Name sei Gantenbein» schreibt Frisch: «Es ist nicht die Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst.»

Doch in erster Linie wurde der Artikel von einem jungen Menschen, der sich in seiner existentiellen Not nach Identität und einem «sicheren Ufer» sehnt, «auf das alle hinbauen», verfasst, und nicht von dem Frisch, wie die Literatur ihn im Kontext seines Oeuvre kennt.

Dass eine Vereinigung von «Ich» und Identität auch bei Frisch stets eine Lebensaufgabe geblieben ist, kann für einen selbst beruhigend und gleichzeitig ernüchternd sein. Was man ist, hängt davon ab, was man als autonomer Mensch und als gesellschaftliches Glied im Wechsel mit anderen sein kann. Wer kann ich sein? Diese Frage lässt sich vielleicht noch im Hier und Jetzt beantworten. (beh)

ZÜRCHER STUDENT
REDAKTION

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XX. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 5 Okt. 1942

Semesterbeginn ...

Verlag von Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich

Ringen um das «neue Europa»

Die Schweiz blieb vom Zweiten Weltkrieg weitgehend verschont. Dennoch prägte der Krieg den Alltag und die Perspektive der Studierenden, wie drei Texte im «ZS» belegen.

Student und Soldat

Die Redaktion des ZS / April 1941

Wir alle stehen heute im Dienste, auch diejenigen, die noch nie ein Stahlhelm drückte. Dienst und Studium sind nahe daran, eins zu werden, und es werden letzte Anforderungen an uns gestellt, um in beiden gleichermaßen unseren Mann zu stellen.

Viele vergessen im Dienst, daß sie Studenten sind, vergessen im Studium, daß sie Soldaten sind. Der «Zürcher Student» ist mit dem festen Vorsatz eingerückt, keines von beiden zu vergessen, denn Dienst und Studium ergänzen sich zu jener menschlichen Haltung, die jeder heute einnehmen muß, will er nicht von der Zeit als untauglich abgestellt

werden. Auf den Geist kommt es an, weder auf die Anzahl Dienstage noch auf den Dr.-Titel. Die Konflikte, Probleme und Fragen, die dem «Zürcher Studenten» im Dienst wie im Studium begegnen, wird er gewissenhaft und verantwortungsbewußt seinen Kommilitonen vorlegen. Vielleicht findet der eine oder andere seine eigenen Nöte darin wieder und meldet sich zum Wort.

Im gemeinsamen Gespräch wollen wir uns gegenseitig helfen und lernen, ob dem Persönlichen das Ganze nicht zu vergessen, lernen, schweizerisch und somit europäisch zu denken.

Aus einem Soldatenbrief

Kanonier R. / Juni 1940

Es ist wirklich rührend, welche naive und seltsame Vorstellungen wir Soldaten oft unter der Zivilbevölkerung über den Aktivdienst antreffen. Letztlich erhielt einer von uns ein Paar Bettsocken zugeschickt, sage und schreibe: Bettsocken!

— Ja ja, so ist das Leben: In der Sonntagschule und im Konfirmanden Unterricht wird es einem ans Herz gelegt, mit den Mitmenschen freundlich und anständig umzugehen, und mit zwanzig Jahren wird man dazu «verführt», Stacheldrahtverhaue auf «tausig und zrug» zu errichten, in denen sich der Mitmensch blutig kratzen kann, damit er möglichst leicht herunterzuknallen ist.

Manchmal finden wir selber den Ausweg nicht mehr aus unsern Stacheldrahtgehegen. Sie haben schon manchen Triangel abgesetzt. Und herrlich ist es auch gerade nicht, bei der größten Kälte, dann wieder bei Regen oder Hitze Stacheldrahtrollen abzuwickeln und sich die verfrorenen oder schwieligen Hände zu verkratzen...

Aber man beißt in die Lippen, schuftet weiter, und man denkt an nichts weiter als daran, wie lange es noch gehe, bis der Polier die Znünpause pfeifen werde. Dann geht es wieder an die Arbeit, hie und da ein Fluch, ein bissiger Witz...

Der Soldat muß auch etwas haben. Er hat keinen Komfort, kein warmes Nest, aber eines darf ihm niemand nehmen, das Recht darauf, lustig zu sein, zu spotten über andere, und wenn es ihm paßt, auch über sich und seine eigenen Laster und Miseren.

Etwa 450'000 Schweizer Soldaten rückten am zweiten September 1939 zum Aktivdienst ein, nur einen Tag nachdem die deutsche Wehrmacht Polen überfallen hatte. Zusätzlich begaben sich ungefähr 10'000 Schweizer Frauen in den Frauenhilfsdienst (FHD), der die Armee unterstützte. Unter den Eingezogenen waren auch viele Studierende der Universität Zürich und der ETH.

In ihrem Editorial «Student und Soldat» hielten die Redaktoren des «Zürcher Student» ein wenig naiv das Ideal eines männlichen, pflichtbewussten Soldaten hoch. Die nüchterne Schilderung des Soldatenalltags im «Soldatenbrief» von Kanonier R. steht dazu im Gegensatz. Ihm schien «das Recht, lustig zu sein» am wichtigsten für die Resilienz der Soldaten.

Die unmittelbare Bedrohung durch den Nationalsozialismus regte aber auch zu grundlegenden Reflektionen an. In seinem Essay «Wir und Europa» kritisierte Arnold Künzli die Zensur von ausländischen Meinungen über die Schweiz. Wer die Auseinandersetzung mit dem Ausland meide, sei ungefestigt und mache sich anfällig für die nationalsozialistische Ideologie, so Künzlis Argument. (jon)



Frisch mobilisierte Soldaten des Schweizer Grenzschutzes am 29. August 1939 in Laufen. Foto: Keystone

Wir und Europa

Arnold Künzli / Juni 1941

In einem ausländischen Blatte war kürzlich über uns Schweizer Folgendes zu lesen: «Die Schweizer merken gar nicht, daß sie einmal ein unangenehmes Erwachen erleben können, wenn sie die Löcher der Schweizer Käse als einziges Guckloch benutzen, durch das sie sich, von ihrem geistigen Mond herab, die Welt ansehen.» Es sind in letzter Zeit noch mehr solche schöne Worte aus dem Auslande auf uns herabgeregnet, doch hält die Schweizer Zensur einen währschaften Schirm über das Land, und nur wer Glück hat, erhält ab und zu einen Tropfen auf die Nase. (...)

Wäre es nicht besser, einer breiteren Volksschicht bekannt zu geben, was das Ausland über uns denkt und schreibt, wenigstens denen, die genügend Verantwortungsbewusstsein besitzen, um mit diesen Tatsachen nicht politische Scheiben einzuschlagen? Denn wir stehen in einem unerbittlichen geistigen Kampfe, wir sind in unserer geistigen, sittlichen und religiösen Lebenshaltung angegriffen durch eine Übermacht, die uns mit Gewalt in ein «neues Europa» hineinzwingen will, in welches uns hineinzwingen zu lassen wir aber nicht

gewillt sind, weil uns unser Geist, unser Herz und vor allem unser Gewissen zu einem durch Blut und Gewalt zusammengehaltenen Europa ein radikales Nein diktiert. Wir sind im Kampfe, und wir wollen weiter kämpfen.

Doch um kämpfen zu können, braucht es zweierlei: den unerschütterlichen Glauben an das Gute der eigenen Sache und die ebenso unerschütterliche Gewißheit (die uns die Stimme unseres Gewissens gibt), daß der uns Angreifende (denn wir kämpfen nur als Verteidiger!) im Unrecht ist. Wie lernen wir jedoch den uns Angreifenden, seine Argumente, seine Vorwürfe, vielleicht auch seine Beweisführungen kennen, wenn man uns seine Stimme vorenthält? Wie können wir an unsere Sache glauben, wenn wir nur immer die eigene Stimme, nie aber die des «andern» hören, der uns überzeugen will? (...)

Denn diese Äusserungen besitzen für uns einen oft unschätzbaren Wert, allerdings im gegenteiligen Sinne, als es die jeweiligen Autoren meinen, denn sie zeigen uns in aller Schärfe jene Stellen, an denen wir verwundbar sind, wo wir mit der Arbeit an uns selbst ein-

zusetzen haben. Ich denke an das Zitat von den Käselöchern, und wahrlich, in diesem Satze ist eine der größten Gefahren gekennzeichnet, die uns Schweizer heute bedrohen: das Sich-Verkriechen hinein in die Berge, das konservative Sich-Abschließen gegen alles Neue, ohne Prüfung, bloss weil es neu ist, ohne Blick auf das Tun der andern, die Flucht vor der verantwortungsbewussten Auseinandersetzung mit dem, was jeder Tag an Neuem bringt, sei es nun dies- oder jenseits unserer Grenzen aufgetaucht.

Wer aber die Auseinandersetzung meidet, der steht nicht auf festen Füßen und fällt um, sobald der Gegner mit einem scheinbar kräftigen Argument anrückt. (...)

Wir müssen lernen, Schweizer zu bleiben und doch europäisch zu denken. Gerade wir Studenten, die wir allzu oft in der Kleinarbeit unseres Spezialgebietes belangen sind, gerade wir müssen die Augen auch für die grossen Zusammenhänge offen behalten. Denn wer weiss, was uns die Zukunft noch für Aufgaben vorbehalten hat, wer weiss, ob nicht wir es sind, die plötzlich vom kranken Europa um Hilfe

angerufen werden, die sich plötzlich vor der Aufgabe sehen, in Ländern statt in Atomen zu denken... Und dann müssen wir bereit sein.

Voraussetzung dieser zukünftigen Bereitschaft aber ist die gegenwärtige, lebendige, gewissenhafte und verantwortungsbewusste Auseinandersetzung mit den Problemen, die uns das aktuelle Weltgeschehen täglich stellt. Wenn die andern das Abhören und Lesen ausländischen Gedankengutes bei Todesstrafe verbieten, so sollten wir dieselbe Strafe über diejenigen verhängen, die bloss ihr Parteiblatt lesen und Beromünster hören. Je mehr sich die andern abschliessen, um so offener wollen wir bleiben! (...)

Auch wir wollen ein «neues Europa» doch ein Europa des Zusammenredens, nicht der Faust, ein Europa föderalistischer Duldung, nicht gewalttätiger Führung durch ein einziges Volk, ein Europa des Gewissens, nicht des Rausches — ein Europa, wie wir es im Kleinen in unserer Eidgenossenschaft zu leben bemüht sind. Die Keime zu diesem neuen Europa liegen in uns, in jedem Einzelnen von uns, und ganz besonders in uns Akademikern.

Sexist kriegt aufs Maul: «Ihre Sorgen möcht ich haben!»

Auch noch in den 1940er Jahren störten sich gewisse Studenten am Frauenstudium. Ein Schlagabtausch.

Im Jahr 1867 promovierte die Russin Nadeschda Suslowa als erste Frau überhaupt an der Uni Zürich. Darauf nahm die Quote der Studentinnen rasch zu, wobei die meisten wie Suslowa aus Russland stammten. Erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts schrieben sich zunehmend auch Schweizerinnen ein.

Dass nun auch Frauen die Hörsäle füllten, irritierte gewisse Studenten anscheinend noch lange. So druckte der «Zürcher Student» noch im November 1946 die kommentierte Rundfrage eines «Skeptikers», der argumentierte, das Studium lasse Frauen «vergilben». Sein Kommentar bezog sich auf eine Rundfrage zur Motivation von Studentinnen, die er auf den Gängen der Uni durchgeführt hatte.

Zwei Studentinnen antworteten im Dezember 1946 anonym auf die Sorgen des Skeptikers. Die erste legte in ihrem Text «Von der Verirrung der Gefühle» dessen primitive Rollenbilder offen. Und wies darauf hin, dass auch so mancher Student mit Buckelchen vom Staatsexamen heimkommt. Die andere entzog sich in ihrem Brief «Erwiderung einer progressiv Vergilbenden» der als sinnlos empfundenen Diskussion. Und bewies stattdessen, dass auch ein Verriss poetisch sein kann. (jon)

Warum die Studentinnen Studentinnen sind

Anonym / November 1946

Ich habe sie sorgfältig und kritisch gelesen, diese Antworten der sechs Studentinnen. Und ich habe einige Dinge bestätigt gefunden — Binsenwahrheiten —, die jeder weiss, und die doch jeder stillschweigend übergeht — Dinge, «von denen man nicht spricht». Ich gestatte mir, trotzdem davon zu sprechen. Warum studieren diese Mädchen, die da durch unsere Hallen wandern, in herrlicher Blüte und voller Zuversicht in den ersten Semestern, etwas verblichen und ernster geworden, wenn sie ihre Dissertation beginnen, und oft vergilbt und erwachsen beim endlichen Abschluss der Studien. Warum studieren diese Mädchen?

Sie geben die Antwort selbst, die Antwort, die wir längst kannten. Sechs Studentinnen — und im Grunde nur zwei Antworten, voneinander verschieden im Gedanken, und doch einander gleich in der völligen Verkennung von Studium und Wissenschaft. Eine Antwort heisst (die Chemikerin im 6. Semester findet dafür die Formel): Warum studierst du? — «einfach so!» Die Antwort ist lapidar und klassisch. Und die junge Architektin ergänzt sie, kindlich und ehrlich: «irgend etwas muss man schliesslich studieren».

Das ist die eine Antwort: «einfach so». Zufällig. Weil man noch nicht verheiratet ist und doch die Matura gemacht hat. Und weil Kunstgeschichte so grosse Mode ist. Oder weil

man «gut zeichnen» kann. Und diesem dummen Zufall, dieser Eingebung eines Augenblicks — «einfach so» — opfern so viele dieser jungen Mädchen blind und unbesonnen ihre Jugendfrische, ihre natürliche Blüte, ihre Weiblichkeit... Die andere Antwort auf die Frage nach dem Grund ihres Studiums gibt uns die Medizinerin im 4. Semester: «um zu helfen». Und die gleiche Antwort, mit mehr Pathos noch, gibt die Phil. II.-Studentin: «um mit dem Erkantenen den andern zu dienen». Und schliesslich die Juristin: «ich möchte vieles verbessern...» Das ist also die zweite Antwort: «um zu helfen». Wie bizarr! Gerade das, was doch die Frauen vom Studium abhalten könnte, ihre Mütterlichkeit und Bereitschaft zur Hilfe, das wird zum Motiv des Studiums. Wie wenn es ein Studium brauchte, um als Frau helfen zu können. Welche Überschätzung und Verkennung der Wissenschaften, welche Verirrung der Gefühle! [...]

Von der Verirrung der Gefühle

Anonym / November 1946

Lieber Herr Skeptiker, es ist sowohl rührend als ritterlich, wenn ein Student sich um Blühen und Welken der Studentinnen sorgende Gedanken macht, und ich kann nicht umhin, diese Rührung ein bisschen auszubreiten: Gewiss, es wäre unserer Schönheit zuträglicher, wenn wir lässig zu Hause sitzen würden, in Modejournal oder Kochbüchern blättern, und unsere ganze Geisteskraft darauf verwendeten, uns einen angenehmen Mann auszusuchen, um die berüchtigten Mutterinstinkte schnellmöglichst in die Tat umzusetzen. Es gibt Frauen, die das tun (wie unsere Grossmütter), und solche, die das nicht tun (wie eben die Studentinnen), jede nach ihrer Weise, und kein Mann soll da dreinreden. Die Männer, Studenten wie Regierungsräte, glauben aber immer wieder, dreinreden zu müssen.

Und dies Dreinreden erwütet mich nun ganz gemacht ein bisschen, lieber Herr Skeptiker: Dass ein Mann immer noch so archaische Forderungen an die Frau stellt und rührend meint, mit Muskochen und Kinderkriegen seien ihre menschlichen Fähigkeiten erschöpft.

Was würde man von uns sagen, wenn wir uns Männer wünschten, die nur ihrem Ur-Beruf nachgehen dürften, also Jagd, Fischfang und Frauenraub? (Denn auch der männlichen Schönheit ist das Studium gar nicht günstig: wie mancher rosenwangige Jüngling wird blass und mickerig bei der Dissertation und hat nach bestandenen Staatsexamen ein Buckelchen!)

[...] Darf ich Sie noch etwas fragen, Herr Skeptiker? Warum studieren Sie? Es gibt nämlich auch erschreckend viele junge Männer, die nicht recht sagen können, warum sie was studieren, und die als Holzfäller, Gärtner oder Rennfahrer gewiss ebensoviel zum Wohle der Menschheit beitragen könnten [...]. Sie zum Beispiel, Herr Skeptiker, wären ein herrlicher Schulmeister geworden, so von der alten einseitigen Sorte.

Ich grüsse Sie recht herzlich, so verwirrt meine Gefühle auch sein mögen, und wünsche Ihnen, dass Sie beim nächsten Mal, wenn Sie wieder eine Lanze für die Frauen brechen wollen, auf dankbarere Gegenliebe stossen.

Erwiderung einer progressiv Vergilbenden

Anonym / November 1946

Fade Nahrung induziert Brechreiz. Das überdies substanzlos Fade birgt die Gefahr in sich, dass der «Brechgereizte» Galle speit. Stoische Beherrschtheit kann die physische Reaktion sublimieren in grenzenloses Mitleid mit dem Koch, der solche Kost bereitet.

Armer, armer Skeptiker! Ihre Sorgen möcht ich haben! Aber wie glücklich müssen Sie im Grunde sein, wenn keine tieferen Probleme, oder die Probleme nicht tiefer, Sie quälen. Hat Ihr Geist über dem Nichts geschwebt, als Sie Ihren Artikel schrieben? Oder hat vielmehr das Nichts über sich selber geschwebt? Beim Lesen fielen mir die Verse von Morgenstern ein:

*Die Nähe ging verträumt umher,
Sie kam nie zu den Dingen selber...*

wobei hier «Nähe» durch «Leere» zu ersetzen ist. Was schadet es, wenn Studentinnen er-

wachsen werden? Die jugendliche Frische der Universität geht sicher nicht verloren, solange wenigstens einige Studenten unerwachsen bleiben, und dass dies tatsächlich vorkommt, darum ist mir auf Ihren Aufsatz hin nicht mehr bange.

Heiterer Statistiker! Wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit weiterhin geistreich formulierten Fragen zu, etwa diesen, warum Stroh Stroh ist und warum ein Lama ein Lama bleibt. Sollten Sie kindliches Gemüte trotz meiner lauteren Absicht sich verletzt fühlen, so bedenken sie das Schillerwort:

*Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,*

und beherzigen Sie, dass Dornen wesentlicher Teil der Rosen sind.

In ehrfürchtigem Staunen vor so viel Oberfläche



Nadeschda Suslowa hat als erste Frau in Zürich promoviert. Foto: z/vg

Nebelhaftes Gelaber à la Mann

Im Oktober 1948 erhält der weltberühmte Schriftsteller Thomas Mann zwei Ausgaben des «Zürcher Student» zugeschickt. Zwei Monate später kommt ein Antwortbrief.

Die Parodie: «Der Irgendwiealismus»

Prof. Dr. Alexander R. Mumpitz / Juli 1948

Mit aller Bestimmtheit will ich versichern – wiewohl ich mir bewusst bin, mit wie wenig Bestimmtheit es überhaupt möglich ist, in unsern unsicheren Zeiten etwas zu versichern –, dass dieses Buch keineswegs in der Meinung geschrieben wurde, es lasse sich heute schon Abschliessendes und Endgültiges über eine so junge, nichtsdestoweniger aber so enorm weitverbreitete Philosophie, wie es die Lehre vom Irgendwie alles Seienden ist, aussprechen; keineswegs in dieser Meinung, sage ich, wurde dieses Buch verfasst, geschweige denn schrieb ich es in der vermessenen Annahme, die Zukunft dieser Lehre – sei es in Form eines schreckhaften Bildes von einer nahe bevorstehenden totalen Verwirrung aller Geister oder eines verheissungsvollen Gemäldes von einer in Bälde sich entfaltenden geistigen Hochblüte unserer menschlichen Gesellschaft – schildern und damit gleichsam vorwegnehmen zu können, wohingegen ich in diesem Vorwort sozusagen an Eides Statt zu Protokoll geben möchte, dass einzig und allein die wissenschaftlich einwandfreie Absicht mich, den Verfasser, leitete, einem heutzutage offenkundig sich aufdrängenden (um nicht zu sagen: aufdringlichen) Phänomen jene Aufmerksamkeit zu schenken, die einem Phänomen von so eminenter Tragweite gebührt, mit welchem Geständnis natürlich noch immer die andere, schwerwiegende Frage unbeantwortet ist, nämlich, ob sich der Leser auch in den richtigen Händen befinde will sagen: ob ich meiner ganzen Existenz nach der rechte Mann bin zur Lösung einer so umfänglichen Aufgabe, wie es die Darstellung und Erhellung des heute im Zentrum alles Denkens und Redens stehenden Begriffes «Irgendwie» ist.

Ich überlese die vorstehenden Zeilen und kann nicht umhin, festzustellen, dass ich darin den Leser noch sehr im Unklaren über mein Vorhaben lasse, was mir den Vorwurf einbringen könnte, ich hätte dieses ganze Buch gewissermassen aus den Fingern gesogen, ein Vorwurf, den zu entkräften ich dadurch unternehmen will, dass ich Ihnen – verehrter Leser – mit wenigen Worten den ganz konkreten Anlass zu diesem Werk verrate.

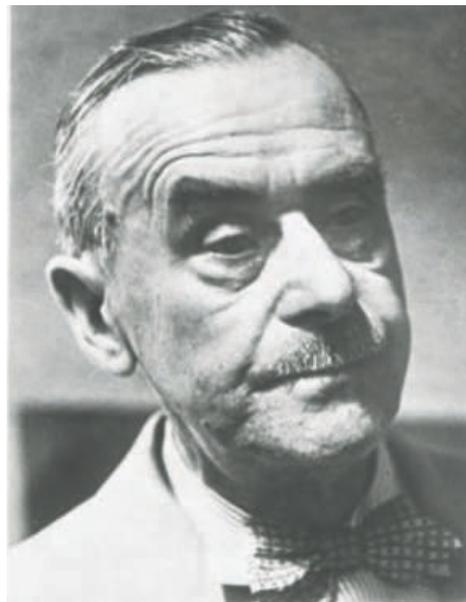
Im Erfrischungsraum der Universität X., an welcher Hochschule ich seit wenigen Monaten den neu geschaffenen Lehrstuhl für Irgendwiealismus inne habe, war mir ungesucht Gelegenheit geboten, anlässlich der Einnahme eines kleinen Imbisses zwischen zwei Vorlesungen ein Gespräch von Studenten, die sich in meiner allernächsten Nähe angeregt unterhielten, zu belauschen, aus welchem hervorging, irgendwie habe Stalin halt doch recht, wenn er sozusagen behaupte, Truman verfolge gewissermassen das Ziel, das Abendland irgendwie unter die Knute des amerikanischen Kapitalismus zu zwingen, was dem derart sprechenden Studenten aber von einem seiner Kollegen arg verübelt wurde, der nun seinerseits erwiderte, es sei sozusagen eine fromme Täuschung, wenn man gewissermassen glaube, Stalin trage sich nicht mit einer irgendwie ähnlichen Absicht,

eine Meinung, der die meisten der Umstehenden irgendwie beitraten, worauf ich irgendwie den Erfrischungsraum verliess, sozusagen entschlossen, meine Forscherkraft gewissermassen ganz den drei kleinen Wörtchen «irgendwie», «sozusagen» und «gewissermassen» zu widmen. [...]

Im Kapitel vier soll der Versuch unternommen werden, zu zeigen, dass die drei Redensarten «gewissermassen, sozusagen und irgendwie» der typische Ausdruck eines (das heisst unseres) Zeitgeistes sind, und dass mithin diese heute so ungemein (und gemein) häufig verwendeten Wörtchen im Grunde gar nichts anderes vorstellen als drei Volksausgaben des Begriffes «relativ», welche Behauptung ich zu beweisen gedenke an Hand eines Ausspruches meines Kollegen Prof. A., der, wenn in der Lateinstunde der Satz «Specie sol circum terram volvitur, re vera terra circum solem» zur Behandlung stand, seinen Schülern zu erklären pflegte: «Ja, meine Geehrten, das erste glaubte man im grauen Altertum, das zweite meinte man seit Galileo Galilei – und seit Einstein weiss kein Mensch mehr, wie es wirklich ist», woraus ich die Quintessenz zu ziehen beabsichtige, dass wir heute – welche Möglichkeit noch Goethe in seinen «Kleinen Schriften über deutsche Literatur» energisch aus der Sprache verwiesen hat (angeregt übrigens durch Fichte, der von 1794 bis 1799 als Dozent an der Universität Jena wirkte und von dem Goethe schreibt: «Dieser kräftige, entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer geraten, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, dass er dem Worte ‚gewissermassen‘ einen heftigen Krieg machte.») – ich bitte, dort wieder ansetzen zu dürfen, wo ich versprach, aus meinen Forschungen die Quintessenz ziehen zu wollen, dass wir heute in der zwiespältigen Lage sind, von allen Dingen «irgendwie» etwas sagen zu können, in welcher Tatsache sich Tragik und Chance unserer Zeit zugleich offenbaren, indem nämlich der epidemische Gebrauch des Wörtchens «irgendwie» (und seiner Anverwandten) sowohl sicheres Anzeichen eines nebelnden und schwebelnden Schwatzes sein kann, als auch Ausdruck einer aufrichtig empfundenen grossen Angst vor falschen und ungerechten Behauptungen, sowohl sprachliches Merkmal einer geistigen Heimat- und Haltlosigkeit, als auch Folge einer noch nie dagewesenen, vorurteilsfreien Aufgeschlossenheit den verschiedensten Erscheinungen gegenüber (welche Aufgeschlossenheit und Gerechtigkeit ihrerseits wieder zur Folge haben, dass wir zwar alles «irgendwie» schön, «irgendwie» wahr und «irgendwie» gut finden können, dafür aber selber nichts Schönes mehr zu schaffen, nichts Wahres mehr zu sagen und nichts Gutes mehr zu tun vermögen).

Solche Ueberlegungen waren es, die mich zum Studium des Irgendwiealismus und zur Abfassung dieses Werkes drängten [...]

Es lebe irgendwie die Objektivität!



Sein Werk wird parodiert: Thomas Mann. Foto: zVg

Der Brief

Sehr geehrter Herr...

Vielen Dank für Ihren freundlichen Brief und die beiden Ausgaben des «Zürcher Student», die ich sehr aufmerksam und mit Vergnügen gelesen habe. Die Rolle, die gelegentlich «Dr. Faustus» darin spielt, hat mich nicht wenig amüsiert, und zwar im Gedenken an Ihre Bemerkung, dass das humoristische Element in dem Buch viel zu sehr übersehen werde. Ich finde das ist ein erlösendes Wort. Wenn ich jenem Adrian Leverkühn irgend etwas von mir selbst mitgegeben habe, so ist es der Sinn für Komik und die Neigung zur Parodie. Der Verfasser der sehr hübschen Satire in Heft 4, Seite 94, war sich vielleicht garnicht bewusst, dass er, stilistisch, die Parodie einer Parodie gab, nämlich einer Selbstparodie, die dann freilich in der Fortführung, ohne eigentlich ihre Linie zu verlassen, an die äussersten Grenzen heutiger Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache führt. Ist das wahr, oder nicht? –

Von dem Ausgelassenen, Spottlustigen, Uebermütigen in Ihren Heften war ich wohl am meisten angetan. Es hat mir das Herz erleichtert. Manchmal gleitet es etwas ins Bierfidele ab, lässt aber fast immer etwas von dem Gefühl für die Not und Fragwürdigkeit der Zeiten spüren, und selbst der Goethe-Ulk in Heft 3 hat etwas glücklich Vorbeugendes gegen die Schrecken des bevorstehenden und schon anhebenden 49er Goethe-Rummels. Und ich soll auch mittun, sogar in Zürich! Dabei habe ich noch gar keine Ahnung, wie ich noch einmal etwas über den Alten zusammenkratzen soll. J'ai vidé mon sac.

Vollends das Rein-Ernste in den Blättern, wie «Der Mensch und die Gefahr», ist sehr rührend. Am rührendsten und sympathischsten für mich persönlich das «Ich nicht» auf S. 85 unten. Ich kann nur sagen: Ich auch nicht. Aber wir wollen nicht zu früh nach dem Hafen verlangen und um Frieden der Seele bitten. Die Unruhe des Herzens ist die Hauptsache. Und dass man sie spürt, unter allen Scherzen, in Ihrer kleinen Zeitschrift, das spricht für Sie.

Ihr ergebener Thomas Mann.

«Mit aller Bestimmtheit will ich versichern...» setzt der fiktive Erähler Serenus Zeitblom zu seinem Bericht über das Leben des Musikers Adrian Leverkühn an – so der Beginn von Thomas Manns Roman «Doktor Faustus».

Mit exakt denselben Worten begann ein gewisser Professor Mumpitz seinen Beitrag zum «Irgendwiealismus», der im Juli 1948 im «Zürcher Student» veröffentlicht wurde. Wer beide Texte liest, erkennt in Zeitblom und Mumpitzeine tiefe Geistesverwandtschaft: Sie kommen beide ungern zum Punkt.

Die Redaktoren des «ZS» schickten das Heft mit dem Text zum «Irgendwiealismus» an Thomas Mann, der zum Zeitpunkt in Pacific Palisades, Kalifornien, lebte. Entsprechend schrieb der Schriftsteller am 29. Oktober 1948 in sein Tagebuch: «Zürcher Studenten schicken ihre Zeitschrift mit Spässen über «Faustus». Kurz darauf erhielt die Redaktion ein Antwortschreiben Manns, welches in der Dezember-Ausgabe desselben Jahres abgedruckt wurde. «Von dem Ausgelassenen, Spottlustigen und Uebermütigen» in den Heften zeigte sich der Schriftsteller sehr angetan, auch wenn es manchmal ein wenig «ins Bierfidele» abgleite. Die Parodie auf «Dr. Faustus» fand er «hübsch» und liess dabei ein wenig tiefer in seine eigene Interpretation des Romans blicken: Nämlich sei schon «Dr. Faustus» satirisch angelegt, womit im ZS eigentlich «eine Parodie der Parodie» zu lesen sei.

Schliesslich bezog sich Mann in seinem Brief auf einen Essay, der hier leider keinen Platz fand. In «Der Mensch und die Gefahr» schrieb ein Student über die empfundene Haltlosigkeit seiner Zeit, in der weder Religion noch menschliche Bräuche dem Leben einen Sinn verleihen. Mann fand den Ton, der darin angeschlagen worden war, rührend, ermahnte jedoch dazu, mit der Haltlosigkeit zu leben und nicht zu früh «nach dem Hafen» zu verlangen. Denn selbst wenn die Seele um Frieden bitte, gilt für Mann: «Die Unruhe des Herzens ist die Hauptsache». (jon)



Schreiben Sie, trotz Germanistik?

Hermann Burger gab im ZS sein literarisches Debüt. Und wies auf ein Kernproblem seines Schaffens hin.

Hermann Burger / 4. Juli 1967

Schriftstellerei und Germanistik haben, wie man weiss oder spätestens nach dem peinlichen Zürcher Literaturstreit wissen müsste, wenig miteinander zu tun. Trotzdem wird mir immer wieder mit besorgtem Lächeln die Frage gestellt: Ja, kann man denn noch schreiben neben dem Germanistikstudium?

Sie ist nach der Frage «Wie entsteht ein Gedicht?» weitaus die häufigste, und der Frage hat auch schon eine Antwort auf der Zunge, die auf bittere Erfahrungen schliessen lässt. Wie die meisten Ratenden rät er sich selbst, und zwar rät er ab: vom Studieren oder vom Schreiben. Fast uneingeschränkt herrscht die Meinung, dass die Tradition einem jungen Autor eher schade als nütze, dass man im Laufe eingehender Beschäftigung mit Literaturgeschichte und Dichtung zur Einsicht kommen müsse, alles Sagbare sei schon gesagt, sei endgültig, für alle Zeiten formuliert. Das Traditionsbewusstsein ersticke den Schöpfertrieb im Keim, wird weiter argumentiert; bestenfalls sei dem Schriftsteller noch eine gut getarnte Nachahmung möglich, ein Eintopfgericht aus verschiedenen Anschauungen und Stilen, ein ästhetisch schillerndes Inzuchtgebilde oder aber der verzweifelte Rückzug ins Schweigen.

Hofmannsthal wird bemüht, vielleicht auch Hesse: die letzten grossen Epigonen unseres Jahrhunderts! Die bedeutenden Dichter hätten alle nichts mit Literatur zu tun gehabt, weder Benn als Geschlechtsarzt, Musil als Ingenieur, Kafka als Jurist noch Trakl als Apotheker, und Goethe habe es bei Gottsched, dem Leipziger Literaturpapst, nicht lange ausgehalten. Dazu ist höchstens zu sagen, dass man auch die entgegengesetzte Meinung, wie überhaupt jede Meinung, mit illustren Beispielen belegen könnte. Indes sind die angemeldeten Bedenken nicht unbegründet. Der schreibende Germanist hat es schwerer als der schreibende Buchhändler oder Jurist oder Chemiker. Da man in den Vorlesungen und Seminarien dazu erzogen wird, das Echte vom Unechten, das Gültige vom Zeitbedingten, das Original von der Nachahmung zu unterscheiden, da man sich vorwiegend mit vollendeten Meisterwerken herumschlägt, kommt einem allmählich der naive, unkritische Blick abhanden.

Das Schöne ist nicht bloss einfach schön, es ist schön, weil. Das Gute ist gut, weil. Und insbesondere wird man hellhörig für alles, was schon einmal gesagt wurde. Die beliebte Einschränkung einem modernen Gedicht gegenüber: das gab es schon bei Rilke, dies hat schon Novalis erfunden, ist bekannt. Wer z. B. Paul Brenner liest, wird auf Benn verweisen, der Kritiker von Benns «magischen Reimen» auf die Romantik; ein Leser von Werner Zemps Gedichten führt sogleich Mörike und Trakl an, Frisch ist ohne Brecht und Zollinger nicht denkbar usw. Ich sage nicht, dass dies illegitim sei, es gehört ja gerade zur Aufgabe und Tugend des Historikers, Zusammenhänge aufzudecken, Querverbindungen herzustellen. Wenn aber der Schreibende, der zugleich Literaturwissenschaftler ist, nach solchen Kriterien an eine Aufgabe herantritt, steht er sich selber im Weg,

besser: der Historiker stellt dem Künstler das Bein. Er weiss zu viel, um, wie man so schön sagt, «ursprünglich zu sein»; der Schöpfungsprozess ist zu bewusst, als dass er noch vollzogen werden könnte. Es besteht die grosse Gefahr, dass man sein Produkt analysiert und kritisiert, bevor es entstanden ist, dass man interpretiert und einstuft und darüber die Darstellung vernachlässigt oder gar vergisst. Wie entgeht man dieser Falle?

Natürlich würde es kein Schriftsteller lange bei Staiger aushalten, sollte er nach seinen «Grundbegriffen» oder den «Meisterwerken deutscher Sprache» ein Gedicht schreiben. Nun gerade das Meisterwerk, das im Brennpunkt germanistischen Interesses stehen mag, muss ihm, um es überspitzt zu sagen, gleichgültig sein. Während der Interpret das Spitzenprodukt verehrt, darf der Dichter zunächst einmal nur an sich und an das leere Blatt glauben. Jedes Stichwort zu einem Gedicht, jede noch so hilflose Kritzelei, in der ein Stück Eigenwelt zu Papier kommt, ist wichtiger und besser als eine Zeile von Hölderlin oder Mörike. Das klingt massstabslos, anmassend, aber gerade diese Unmassstäblichkeit scheint mir etwas vom Wichtigsten zu sein, wenn man sich als Germanist ausdrücken will. Nicht, dass das Literaturbewusstsein um jeden Preis gelöst werden müsste, ein Mörike-Gedicht kann ohne weiteres den Anstoss (freilich nur den Anstoss) zu etwas Neuem geben, wenn ich es aus seiner heiligen Unantastbarkeit herauszulösen vermag. Die Glanzleistung Mörikes soll mich nicht beschäftigen, «das ist für den Kulturkreis besprochen und durchgearbeitet»; mich interessiert das, was Mörike in seiner Zeit, mit seinen Mitteln nicht sagen konnte.

Um ein Beispiel zu nennen: Als Historiker würde ich niemals über den Rang des Gedichtes «Gesang Weylas» streiten. Als Schriftsteller sähe ich mich gezwungen, nach einem besseren Wort für «Wärter» in der letzten Zeile der zweiten Strophe zu suchen. Ich könnte kaum beweisen, weshalb das Wort nach meinem Gehör völlig falsch ist, aber der Schriftsteller muss ja keine Beweise, sondern Produkte liefern. Aus diesem Zwiespalt lässt sich vielleicht der Satz verstehen, dass Germanistik und Schriftstellerei zunächst nichts miteinander zu tun haben. Zunächst – damit meine ich das Schreiben als Prozess, nicht das abgeschlossene, veröffentlichte Produkt, das natürlich mit den Kriterien der Literaturkritik erfasst werden soll und darf, sofern der Historiker diese Dinge zuerst liest, bevor er darüber urteilt, und sich, absichtlich oder unbewusst, nicht dümmer anstellt als jeder Laie, wovon etwa folgende Bemerkung zeugen mag: «Wenn Ingeborg Bachmann zur Zeit Hofmannsthals gelebt hätte, würde sich kein Mensch um sie gekümmert haben».

So stellt sich für den schreibenden Germanisten die Frage, ob ihm diese schwierige Trennung der Standpunkte gelinge. Er muss vom leeren Blatt ausgehen, von dem, was nicht da ist, was sein könnte. Seine Sorge darf nicht das Meisterwerk, nicht die Literatur, nicht die Kunst sein; er schreibt nicht, um Kunst zu machen, sondern weil er schreiben muss, weil



Studierte zuerst Architektur, dann Germanistik und Kunstgeschichte: Hermann Burger.

er ohne diese Befreiungsversuche seiner eigenen Welt nicht existieren könnte. Ich müsste also, um wiederum ein Beispiel, freilich ein überspitztes, zu konstruieren, während einer Vorlesung oder eines Seminars, wenn Staiger den Bennschen Satzbau kritisiert oder die Verständlichkeit der Celanschen Chiffen anzweifelt, gerade mit den unzusammenhängendsten Satzgliedern, den individuellsten Chiffen und womöglich mit Hilfe der Typographie ein Gebilde entwerfen können, sofern sich zufällig ein Antrieb einstellte, welcher die erwähnten Massnahmen zwingend erfordern würde. Ich müsste aus der Vorlesung laufen, mich in meinem Zimmer hinter die Maschine setzen und in naiver Unbekümmertheit um Regeln und Vorbilder, in völliger Ignoranz aller Theorie und Ästhetik dieses Gebilde zu Papier bringen, nicht nach gut oder schlecht, nach Kunst oder irgend etwas fragend. Und ich muss, zumindest am Anfang des Prozesses, daran glauben, dass das, was in solchen rauschhaften Augenblicken entsteht, noch nie gesagt worden sein könnte.

Wichtig ist, dass es entsteht, dass es nicht aus lauter Angst vor dem Vergleich erstickt. Erstickt es trotzdem, dann war, glaube ich, das Talent zu schwach, und es würde sich auch anderswo totlaufen. Oder eben, die Begabung vermag sich noch nicht durchzusetzen, sie ist noch zu jung, um gegen die Autoritäten der Literatur aufzukommen. Wie dann ein solches Gebilde nach den eigenen und immer wieder neu zu schaffenden Gesetzen ausgeformt wird, steht auf einem andern Blatt, gehört unter das Thema »Wie entsteht ein Gedicht?«. Auch auf diese Frage kann man jeweils nur achselzuckend antworten, denn erklären, begründen lässt sich so ein Ding selten.

Meine Gedichte sind mir ebenso fremd, wie sie einem andern Leser sein mögen, denn sie zeigen mir ja etwas, was erst durch sie wirklich und erfahrbar wird. Wenn ein Dichter erklärt: «Was ich mit meinem Gedicht sagen wollte...», dann muss man ihn fragen: «Warum haben Sie es dann nicht gesagt?» Man kann nie mit einem Gedicht etwas sagen, etwas also, was anfürsich, als Inhalt, als Destillat besteht. Das gelungene Gedicht ist, was es sagt. Wenn ich das zu Sagende ohne Gedicht sagen kann, dann brauche ich das Gedicht nicht mehr. Und

Hermann Burger ist einer der grossen Namen im Schweizer Literaturbetrieb: 1985 erhielt er für sein Werk den renommierten Ingeborg-Bachmann-Preis. Neben seiner künstlerischen Tätigkeit war er an der ETH als Privatdozent für deutsche Literatur engagiert. Diesen Clinch zwischen literarischem Schaffen und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung beschäftigte Burger bereits als unbekanntes Germanistikstudenten – und verfasste darüber den Text «Schreiben Sie, trotz Germanistik?», der 1967 im «Zürcher Student» abgedruckt wurde, neben einigen Gedichten aus dem später erscheinenden Gedichtband «Rauchsignale». Das literarische Debüt vom damals 25-Jährigen beweist Tiefgang: Wie kann jemand, der die Literaturwelt, sowohl Theorie als auch Geschichte, bestens kennt, nicht davon überzeugt sein, dass «alles Sagbare ... schon gesagt» ist? Dieses Hadernd beim Schreiben im Wissen der bereits existierenden Literatur, das Suchen also nach der eigenen Stimme, begleitete ihn für den Rest seiner Zeit als Autor. (kai)

die Erklärungen über das formale Ausgestalten sind sekundär, sie streifen nie das Wesentliche. Infolge dieser Fremdheit wäre es durch—aus denkbar und nicht absurd, ein eigenes Gedicht zu interpretieren. Ich erinnere an die Geschichte des Literaturstudenten, der seine Gedichte unter einem Pseudonym veröffentlichte, das Geheimnis wahren konnte und an der Prüfung durchfiel weil er über den unbekanntesten Dichter zu wenig Bescheid wusste.

[...] Germanistik und Gegenwartsliteratur beissen einander nicht, wenn sie nicht wie Hunde aufeinander losgehetzt werden. Deshalb ist die Frage, um darauf zurückzukommen, ob man neben Germanistik noch schreiben könne, sicher mit Ja zu beantworten, wenn auch mit einem zögernden Ja, denn vielen wird die Tradition statt zur Quelle immer neuer Anregungen zum Verhängnis, zwingt sie zu resignierendem Verstummen.

Proteste gegen den Machthaber

Als Erziehungsdirektor schaffte Alfred Gilgen das offizielle Organ der Studierenden ab. Darauf entbrannten heftige Proteste, auch im «Zürcher Student» wurden kritische Stimmen laut.

In den 70ern und 80ern hat der damalige Erziehungsdirektor Alfred Gilgen (LdU) die Studierendenschaft in Aufregung versetzt: Der rechte Politiker wurde 1971 ins Amt gewählt und ging sechs Amtsperioden lang, also 48 Semester, gegen jegliche linke Politik an der Uni Zürich vor. Nur sechs Tage nach seinem Amtsantritt ordnete er etwa die Schliessung der Universität an – als Reaktion auf die «Antikapitalistische und antifaschistische Woche» an der Hochschule. Damals war die Studierendenschaft stark von der 68er-Bewegung geprägt, die linken Kräfte entsprechend dominant. 1975 setzte Gilgen den «Kleinen Studentenrat» ab, im gleichen Jahr erklärte der Kantonsrat die «Studentenschaft der Universität Zürich» (SUZ) als widerrechtlich, nachdem sich zwei Jus-Studenten geweigert hatten, die Mitgliederbeiträge zu zahlen. Daraufhin bahnte sich eine Welle von Protesten an, über die der «Zürcher Student» (ZS) regelmässig berichtete. Klare Worte fand die Redaktion 1979, als Gilgen seine dritte Amtsperiode antrat: «Mit grösseren Katastrophen muss gerechnet werden».

1980 verschärfte sich die Situation im Zuge der Opernhauskrawalle. Die Jugenddemo für mehr Freiräume hielten Studierende des Ethnologischen Seminars filmisch fest, woraus später der Kultfilm «üri brännt» entstand. Das Zeigen der Filmaufnahmen wurde von Gilgen verboten. An einer Demo im Lichthof mit 2'000 Teilnehmer*innen wurden dennoch neun Minuten davon ausgestrahlt, worüber der ZS berichtete. Im Artikel «9 Minuten» schrieb der Redaktor Martin Mani von «ungebrochener Solidarität» und betitelte Gilgen als «heissen Machtliebhaber». (kai)

9 Minuten

Martin Mani / 16. Juni 1980

Der Staat, vertreten durch den heissen Machtliebhaber Gilgen, hat wieder eingegriffen, um seine Vorstellung von Wissenschaft durchzusetzen. Er hat es in den letzten Jahren immer getan, etwa dann, wenn unliebsame Bewerber für Dozentenposten auf Kosten einer staats-treuen, aber profilosen Figur aus der Wahl flohen. Ein solcher Entscheid kann die Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin an der Hochschule auf Jahrzehnte blockieren. Der Widerstand flacerte vielleicht kurz auf, blieb lokal, versandete.

Letzte Woche hat Gilgen 9 Minuten verboten – am Montagabend war der Lichthof zum Bersten voll. Die Vorfälle der vergangenen Woche bewiesen: Es gibt einen Punkt, wo Unterdrückung in Revolte umschlägt. So nun auch an der Uni: Die 9 Minuten wurden verboten, genau darum wurden sie gezeigt! Stellvertretend für viele hat hier eine Gruppe «Halt!» geschrien. Die breite, ungeahnte breite Solidarisierung der Studierenden und der

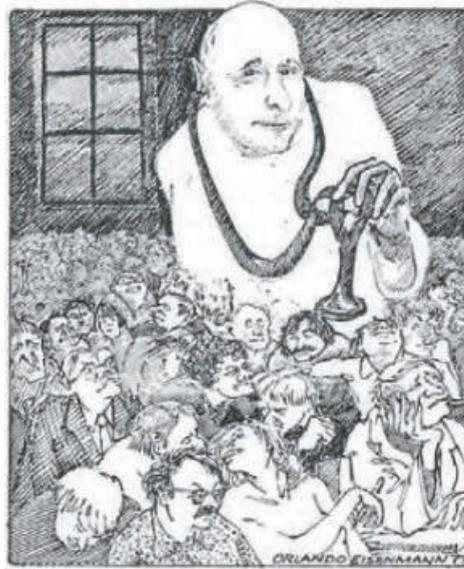
Wir haben ihn wieder!

Die Redaktion / 17. April 1979

Mutig, zu verhindern, dass Leute sich einnisten, die «die Veränderung» (?) wollen. «Mut und Dummheit liegen sehr nahe beieinander» (A. G.) Ehrlich genug, zuzugeben, dass es ihm Spass macht, seine mutigen Eingebungen auch durchzusetzen. «Ehrlich währt am längsten» (Volksmund). Immerhin: dritte Amtsperiode. Tüchtig in seiner Vielseitigkeit, hart im Nehmen, härter im Geben, da am längeren Hebel. «Dem Tüchtigen gehört die Welt» (auch Volksmund). Das kann ja heiter werden...

Also: für weitere vier Jahre wird A. G. «die Schule verbessern, nicht verpolitizieren». Begreiflich: denn würde er die Schule verpolitizieren, würden sich mehr Leute Gedanken zu unserer Demokratie machen, als Nebenprodukt würden vielleicht mehr Leute an die Urnen gehen, das wären dann potentielle Linkswähler (wenn man den Zeitungskommentatoren glauben darf), also würde wahrscheinlich ein anderer Erziehungsdirektor gewählt, Lehrer dürften unterrichten, die heute nicht dürften, das hätte zur Folge.

Es hat System, das System. Mit grösseren Katastrophen muss gerechnet werden. Er hat Mut, dieser Mann.



«Herztöne – linkslastig».



Im Lichthof protestierten 2'000 Studierende gegen den Erziehungsdirektor.



Der Demonstrationzug skandierte «Use mit de Gfangene, ine mit em Gilgen».

Jugendlichen mit der betroffenen Gruppe im Lichthof und nachher auf dem Central demonstriert mit aller Deutlichkeit den weitverbreiteten Unmut und die Erlösung, die es bedeuten kann, wenn endlich jemand sagt: «So nicht, jetzt ist einmal fertig!»

Im Lichthof. Es wird immer enger. Alle Stockwerke sind besetzt, die Szenerie erinnert – unterstützt durch viel Klassizismus rundherum – an ein römisches Amphitheater (oder gar an eine Oper?). Alles diskutiert, wilde Gerüchte werden herumgeboten: Der Rektor trete zurück, falls die Polizei einfahre. Man habe die Einsatzwagen gesehen, sie hätten einen weiten Kordon um die Uni gezogen, seien nun aber wieder abmarschiert. Kein Zweifel: Es tut sich was. Doch der Videofilm kann nicht gezeigt werden, zuviel Licht im Lichthof. Durcheinander, Info hier, Info dort. Dann die Durchsage: Der Film wird in der Mensa gezeigt, man soll gruppenweise hingehen. Ich werde wütend, ist doch das Prinzip

Nummer eins bei einer Demo: die Leute nicht aufspalten. Können die Studenten eigentlich gar nichts mehr ausser Flugis drucken und diese dann schlecht verteilen? Weiter ging's, treppauf, treppab, diejenigen, die runter gingen, versuchten die Entgegenkommenden zum Umkehren zu bewegen und vice versa.

Dann klappt es doch noch. Auf der Wiese wird ein Mikrofon mit Verstärker eingerichtet, man versteht sogar etwas und damit können die Infos Herausgepickt: Hans Hehlen, Mittelschullehrer, warf den Studenten vor, sie beschränkten sich zu sehr darauf, sich ihren Anteil am Privilegienkuchen zu sichern. Ausser Zweifel stand von Anfang an, dass es einen Demonstrationzug durch die Stadt geben soll. Ein wirklich stattlicher Zug bewegt sich durch den Seilergraben, skandiert «Use mit de Gfangene, ine mit em Gilgen» und landet schliesslich beim Sit-In auf dem Central. Wieder offenes Megaphon. Die Grenze zwischen Studierenden und Nicht-studierenden ver-

schwimmt, wir sind vereint gegen eine Behörde, die in unsere Lebensbereiche eingreift, uns reglementieren will, bis wir uns selbst nicht mehr erkennen. Halt! Da war noch ein eindeutig studentisches Votum, genau von einem ETH-Studenten: Die ETH, erklärte er, unterstehe nicht der Zürcher Regierung, sondern direkt dem Bundesrat mit entsprechend steigendem Druck. «Das ETH-Studium gleicht einer langsamen psychischen Folter.» Worte, die hängen bleiben. Die weiteren Vorfälle rund um die «NZZ» dürften bekannt sein. Was ich mir wünsche: dass das Prinzip der kritischen Solidarität, mit dem wir den sogenannten Randalierern begegnen, von diesen auch einmal befolgt wird, d. h. dass sich die Anhänger der direkten Aktion auch einmal denen anschliessen, die in einem bestimmten Moment darauf verzichten wollen. Doch sind diese Probleme lösbar, sie müssen an den offenen Diskussionen ausgetragen werden. Die Solidarität bleibt ungebrochen.

A.Z. 8001 Zürich

Nr. 15 31. Oktober 1988

**Zeitung des VSU
und des VSETH.**

66. Jahrgang
Auflage 12000

Erscheint wöchentlich,
während des Semesters.

Telefon 69 23 88

ZÜRCHER STUDENT/IN

ZS

**Carte d'étudiant des Universités Suisses
Studenten-Legitimationskarte der Schweizerischen Hochschulen**

Sect./Fec. / Abt./Fak. **Phil.I/Pädagogik**

No d'étudiant / Stud. Nr. _____

Nom et prénoms / Name und Vornamen
GILGEN Alfred

Etat civil / Zivilstand
verheiratet

Date de naissance / Geburtsdatum
31.2.1930

Origine / von **Zürich ZH**

Domicile de l'étudiant / Wohnort und Adresse des Studierenden
**Erziehungsdirektion
des Kantons Zürich
Walcheter, 8090 Zürich**

Immatriculé, le / Immatriculiert, den
1. April 1970

Universität Zürich
Der Rektor
K. Abers

valable pour / Gültig für

UNIVERSITÄT SS 86			
UNIVERSITÄT WS 87			
UNIVERSITÄT SS 87			
UNIVERSITÄT WS 88			
UNIVERSITÄT SS 88			

pour / gültig für



Signature de l'étudiant / Unterschrift des Studenten

Wo sich die Legi ausbezahlt



An meine Heissgeliebte...

Liebe, Sexualität und Sinnlichkeit: Darum geht es im «geheimen Brief» von 1980.

Eine anonyme Autorin schreibt an ihre Liebhaberin – und fragt sich nach der richtigen Bezeichnung für ihre Sexualität. Ein inniges, immer noch aktuelles Zeitdokument.

Anonym / 17. Juni 1983

Nach drei verwirrt glücklichen Monaten und einer Liebeserkenntnis, weiss die Autorin nicht, wie sie sich nennen soll: Ist sie «schwul», «lesbisch» oder «bisexuell»? Keiner dieser Bezeichnungen behagt ihr, sie will sich nicht über das Objekt ihrer Begierde definieren. Und dennoch stellt sie fest: «Die Augen einer Lesbe sehen die Welt anders». Auf Plakatwänden, Bücherseiten und auf der Strasse, überall begegnen ihr heterosexuelle Pärchen, während sie und ihre Geliebte sich in der Öffentlichkeit nur durch Blicke berühren.

Ähnliche Beobachtungen wie diese anonyme Briefeschreiberin äussert ein zweiseitiger Text über schwule Studenten (illustriert durch das Foto eines nackten Mannes in einer menschengrossen Mausefalle) und eine Doppelseite über Lesben, überall verständlich durch den grossen Schriftzug «Lesben» gekennzeichnet. Darin wird auch der Besuch in der einzigen Zürcher Lesbenbar geschildert, eine dunkle Stube mit roten Lämpchen auf den Tischen. Hier flirten Frauen mit einer wartenden Zigarette und einem schnell gezückten Feuerzeug. Es sei spielerischer als in der Heterowelt und nicht bedrängend, findet die Z - Autorin, aber für einige Frauen sei es trotzdem «viel Verfiere und Rösli und Zigiaazünde und Wottschnoenchampagner...». Zwar wird sich die ZS noch häufig für queere Standpunkte einsetzen, doch diese lebensnahen Berichte bleiben lange Zeit ein Unikat. (af)

9. November 1980

... ich habe gemerkt, wie durcheinander ich bin, verwirrt glücklich von den letzten drei Monaten. Jetzt, wo du weg bist, habe ich überhaupt Zeit, es zu merken, und mich in Ruhe umzuschauen, wie die Welt jetzt aussieht. Sie hat sich nämlich verändert, die Welt, meine ich. Alles geht weiter wie bisher, das Uebliche, die Alltage hier.

Aber etwas ist anders, nicht mehr wie früher. Weissst du noch (I'll never forget!) – wie wir nüchtern betrunken auf dem Barhocker sasssen? Und das erste Mal wirklich wussten, dass wir ineinander verliebt waren?

Jetzt muss ich manchmal den Kopf schütteln darüber, dass es so lange ging. Dabei ist es eher verwunderlich, dass es so schnell ging, ja, dass es überhaupt ging. Wir sind auf Männer dressiert, es gibt Gefühle, die nur für sie reserviert sind: Herzklopfen, Schmetterlinge im Bauch – this sensations – Frauen sind gute Freundinnen, zum Klönen, Trösten und Getröstetwerden, zum Reden über Gott und die Welt und die Männer, um ins Kino zu gehen, wenn er nicht da ist. Für mich war das schon lange anders: mit Frauen wohnen, arbeiten, zusammensein, leben ... wir sind schon weit gegangen.

Sich in eine Frau verlieben, ist nochmals eine Weltreise. Wir werden von Männern angezogen, haben Beziehungen mit Männern, schlafen mit Männern, und wir merken es sofort und ohne wesentliche Zweifel, wenn wir in einen Mann verliebt sind. Und wir sasssen auf dem Barhocker und mussten fast lachen, dass wir das doch noch herausgefunden hatten. Und seit da ist die Welt anders. Blass weil ich so verliebt bin, dass ich über die dreckigen Trottoirs in Zürich schwebe, anstatt auf ihnen zu gehen, und weil wir drei trunkene Monate verliebt haben? Dann ist mir im gleichen

Zug in den Sinn gekommen, wie lange es gegangen ist, bis wir zum ersten Mal - Liebe machten (diese Sprache!). Sie wollen nicht, dass wir dorthin gelangen, zum schönen, weichen, warmen Körper einer Frau, zu einer Sinnlichkeit, Zärtlichkeit, Erotik, die mit einem Mann gar nicht möglich ist. Ich erinnere mich noch, wie du gesagt hast: «Kein Wunder, dass das verboten ist» - und wir beide lange und laut lachen mussten ...

17. November 1980

... Uebrigens weiss ich es jetzt. Weshalb die Welt anders aussieht. Plötzlich ist es mir aufgegangen, als ich in der Stadt an einem Plakat vorbeiging, wo drauf stand: die Augeneiner Lesbe sehen die Welt anders.

Ich merkte plötzlich, dass ich etwas lebe, was es gar nicht gibt, was nicht ist und nicht sein soll. Ueberall: ein Mann und eine Frau, die Liebe. In den Filmen, in den Büchern, in allen Büchern, in den Zeitungen, auf der Strasse, auf den Plakatwänden an der Baustelle auf meinem Heimweg durch die Seestrasse: das muss der Heterror sein, den ich mir nie vorstellen konnte. And that secret life – wir haben zur Genüge bereits erlebt, was es heissen kann, eine Beziehung zu leben, die nicht sein soll, nicht sein darf. Sich krampfhaft voneinander distanzieren in der Öffentlichkeit, ab und zu ein verstoßener Blick, ein verstoßenes Lächeln. Zusammensein nur zu zweit ...

... und nicht nur du siehst die Welt anders – die Welt sieht auch dich nicht mehr gleich an. Was die nämlich alles von uns denkt: dass wir Haare auf den Beinen haben, dass wir keinen Mann abbekommen haben, dass wir krank seien, dass wir lieber Männer sein wollten, dass wir uns gierig auf jedes weibliche Wesen stürzen, dass wir blass nicht wissen, wie es mit einem Mann sein kann (und ob!), dass wir eine tiefe Stimme hätten und Zigarren rauchten und Whisky söfften – ich muss feststellen, dass ich eigentlich ganz gleich geblieben bin. Wieviel sich ändert, blass weil wir nicht mehr nur mit Männern schlafen! ...

24. Dezember 1980

... ich bin zuhause, es ist wie immer schrecklich. Ich kam gerade von der Demo und mein Bruder mit seiner Verlobten ...

... das Titelblatt der Emma betrachtend, habe ich mich gefragt, was wir denn wohl seien. Remember, an dem Dienstag haben wir darüber gesprochen. Ich stellte mir den Schock meiner Eltern vor, wenn ich ihnen von dir erzählen würde. Sie würden sich fragen, was sie wohl falsch gemacht hätten, dass ihre einzige

Zum Glück ist Heterosexualität heilbar. Ich möchte das allen Leuten von Herzen gönnen, dieses Glück zu kennen.

Tochter schwul geworden ist. «Schwul!», hast du gesagt und den Kopf geschüttelt, «Pfu!». «Lesbisch!», habe ich gesagt, «Pfu!». «Und das Schlimmste ist: homosexuell!», hast du gesagt. «Nein, das Schlimmste ist: heterosexuell!», habe ich gesagt.

Mich hat es lange nicht interessiert, was ich nun wohl sein könnte. I was feeling good, and that it was. Wir haben es abgelehnt über das so-genannte Objekt unserer Liebe definieren zu werden. I was in love with you. Für mich gibt es diese Kategorien nicht, für mich gibt es nicht homo-, nicht hetero-, nicht a-, noch bi-sexuell ...

27. Januar 1981

... es ist eine neue Lesbenfront herausgekommen, über Sexualität. Das Heft ist vor allem das Feststellen unserer Hilflosigkeit und Sprachlosigkeit ...

... und überhaupt: du fehlst mir. Ich möchte dich sehen, wie dir ganz unbedacht ein Lachen in den Tag purzelt, ich möchte alle deine verschiedenen Gesichter sehen, dein Vergnügen an der Welt und dein Nasenrumpfen über die Aergerlichkeiten, dein leises Lächeln und deine sprühende Wut.

Ich möchte dich sehen, wie du die Türe aufmachst, oben auf der Treppe stehst und dich freust, dass ich komme. Ich möchte dich sehen, wie du am Morgen ein Auge aufstust, um zu schauen, ob es sich lohnt, das zweite auch noch zu öffnen. Ich möchte dich hören, wenn du etwas erzählst, weisst du, manchmal konnte ich gar nicht mehr richtig zuhören, ich folgte nur dem Klang deiner Stimme wie einer Musik.

Du fehlst mir, ich vermisse die langen Gespräche, die Kreise, die wir umeinander zogen, die heftigen Diskussionen, dein aufmerksames Gesicht, wenn du mir zuhörst, das Gefühl, mich mit jedem Wort verstanden zu fühlen. Ich vermisse die langen Spaziergänge durch die Zürcher Nächte. Ich vermisse deine Vorsicht, die mir soviel Platz lässt, deine Nähe, die nie eng ist.

Mir fehlt unsere Wärme unter der Bettdecke, mir fehlt die Spannung zwischen uns, wenn wir auf dem Bett liegen, ohne uns zu berühren, das Gefühl, dass es knistert, das Wegtauchen, in eine andere Welt, unsere Welt, deine Berührungen, ich vermisse deine Fingerspitzen auf meinem Rücken, deine Lippen auf meinem Hals. Meine Hände sehnen sich nach dir, nach deiner Schönheit, die vertraut ist und mich jedesmal neu fasziniert.

Ich vermisse den Rausch, die Stunden, die wir uns liebten, die langen Nächte bis zum ersten Zwitschern eines Vogels am Morgen. Mir fehlt das Spüren; dass alles stimmt, unausgesprochen alles richtig ist, jede Berührung, jede Bewegung, jedes Wort, jede Geste, jeder Blick, jeder Ton, deine Zärtlichkeit, deine Lust, deine Fantasie, deine Heftigkeit, deine Sanftheit - ich, du, wir.

... zum Glück ist Heterosexualität heilbar. Ich möchte das allen Leuten von Herzen gönnen, dieses Glück zu kennen. And I still miss you ...

26. Februar 1981

I got a new theorie about love! Wanna hear it?

Irgendwann habe ich dir einmal geschrieben, ich würde jeden Mann verstehen, der eine Frau liebt. Dessen bin ich mir mittlerweile nicht mehr so sicher. Ich habe mich gefragt, ob ein Mann überhaupt eine Frau lieben kann, wo er doch dauernd sieht, hört, merkt und wohl auch denkt: Frauen sind weniger wert. Schwächer. Dümmer. And all that holy hat bullshit.

Männer sind gar nicht fähig, eine Frau wirklich zu lieben, weil Liebe nur zwischen Gleichen möglich ist. In einer patriarchalischen Gesellschaft sind Frauen und Männer nicht gleich, sie denken anders, fühlen anders, sprechen anders, sie haben eine andere Sexualität, so dass 3 70seitige Bücher mit Beschreibungen, Anweisungen, Tabellen notwendig sind, um aus der Liebe ein Vergnügen zu machen.

Frauen sind gleicher, gleich wert, deshalb sind sie fähig zu wahrer Liebe. Kurz gesagt. Wobei langfristig gesehen, heterosexuelle Beziehungen gesamtgesellschaftlich durchaus sinnvoll sind ...

10. März 1981

... in der Emma hat es einen Artikel über die nicht-erfundene Pille für den Mann. Mir kamen die jahrelangen Puffer mit den Typen und der Verhütung in den Sinn. Wäre an der Zeit, dachte ich mir, endlich einmal die schönste, beste, gesündeste, natürlichste Verhütungsmethode zu propagieren. Nie mehr Angst, schwanger zu werden, keine stimmungsverderbenden Diskussionen im Bett, keine Anstrengungen mehr, sich selber zu behaupten und: keine Nebenwirkungen ...

UniTOPIE

Im Januar 1989 wird die Uni besetzt. Die Studis fordern eine feministische Wissenschaft und «mehr Liebe im Lichthof». Daraus ging ein LGBTQIA+-Verein hervor, der heutige «Polyunique».

Hansi Hartmann / 30. Januar 1989

20. Januar, Freitagabend, Kanzleiturhalle. VSU und happy Revolution hatten zu einer Infoveranstaltung über die Besetzung der Unis in Berlin aufgerufen. Überraschend viele Leute, mehr als 200, hatten sich eingefunden; die Video-Zeitung aus Berlin war allgemein «eingefahren». Nach weiteren aktuellen Infos von hiesigen StreiktouristInnen konnte der Meinungsaustausch beginnen. Nach harzigem Beginn tastete sich die Diskussion an die wichtigsten Punkte heran.

Was stört uns an der Uni Zürich? Was können wir dagegen machen? Ist z.B. 50:50-Quotenregelung für alle Stellen an der Uni «realistisch»? Wie hängt die Uni von Wirtschaftsinteressen ab, und können wir ein Engagement an der Uni und ausserhalb verbinden? Einigkeit herrschte schliesslich darüber, dass alle und noch viel mehr sich am Dienstag um 12 Uhr im Lichthof treffen, um weiterzureden. Ist ja auch logisch, die Uni zu benützen, für die Unitopie.

Versammlung im Uni-Lichthof

Am Dienstag versammelten sich tatsächlich massig Studis im heiligen Lichthof. Für eine ganze Generation von UnigängerInnen war dies eine Premiere. Zwar konnte das geplante Video über die Berliner Ereignisse wegen (dras-

tischen) technischen Problemen nicht gezeigt werden, und ein geeignetes Mikrofon konnte nicht aufgetrieben werden, dennoch wurde die Veranstaltung ein Erfolg. Verschiedene Leute äusserten ihre Wut über diese passive, gleichgültige Uni. Das Fehlen von Selbstbestimmung und von feministischer Wissenschaft, die Verfilzung von Forschung und Lehre mit der Wirtschaft, die Wohnungsnot in Zürich, die Tatsache, dass es fast nur männliche Professoren gibt, wurden angeprangert. Offenbar kann sich der studentische Unmut auch an unserer scheinotgeglaubten Knorziumi bahnbrechen. Wenn wir nur wollen.

Berlin-Zürich

Was passiert denn da eigentlich? Schliesslich sind wir ja in Zürich und nicht in Berlin. Und ein so tolles linkes Lateinamerika-Institut, das geschlossen und damit konkreter Anlass zu Widerstand werden könnte, existiert ja gar nicht, hier in Zürich. Ich glaube, es wäre tatsächlich falsch zu meinen, es könnte bei uns genau das gleiche ablaufen wie in Berlin. Trotzdem: Auch bei uns gibt es Anlass genug für Unmut.

Das Problem liegt bloss darin, dass wir unseren Unmut zwar allgemein erleben, aber die Ursachen nicht ohne weiteres fassbar sind.

Um hier weiterzukommen, müssen wir unseren frostigen Uni Alltag – und was so damit zusammenhängt... auseinandernehmen, um ganz konkret sehen zu können, wo wir was wie anders haben wollen (wie hätten wir's denn gern?). Das kann aber nur in einer Diskussion unter uns Studis geschehen (und in Berlin war das übrigens auch nicht anders).

Am nächsten Dienstag treffen wir uns also nochmals im Lichthof, um über unsere Uni zureden. Es ist völlig wichtig, dass es uns dann gelingt, zusammenzutragen, was uns an dieser Uni ganz konkret stört. Davon ausgehend können wir Forderungen aufstellen (und das sind dann unsere Forderungen) und uns überlegen, wie wir diese durchsetzen könnten. Wie eine (mehrere) solche uniweite VV verbunden werden kann mit den Auseinandersetzungen, die viele Studis bis jetzt vom Unirest abgeschnitten an ihren Instituten geführt haben und führen, müssen wir noch herausfinden (spannend!). Wenn wir das allerdings schaffen und gemeinsam uniweit (und darüberhinaus) für unsere Forderungen einstehen, dürfte das ein paar Jährchen UNI-Lethargie-Erfahrung über den Haufen werfen.

Alle in den Lichthof am 31. Januar 12 Uhr!
Hansi Hartmann

Schon ein halbes Jahr später wird die ZS feststellen: «anscheinend kommt Unitopie ganz gut ohne Unmut aus». Und 2009 erinnert sich ein Sonntagszeitungs-Journalist selig an die menschlichen Wärme der Sleep-Ins und dem «seriösen Networking» zwischen den Protestierenden.

*Aber im '89 ist die Unitopie politischer Frühlingwind, inspiriert durch die Berliner «UNiMUT»-Proteste. In Zürich versammeln sich die Studis im Lichthof für ein Sleep-In, um für Mitbestimmung, eine feministische Wissenschaft und «mehr Liebe im Lichthof» zu protestieren. Weil die Unileitung den Lichthof von der Polizei schliessen lässt, ziehen die Besetzer*innen ins Deutsche Seminar, wo sie lange diskutieren und sich auf einer E-Gitarre «Another Brick in the Wall» vorspielen. Doch nicht alles geht in Schall und Rock'n'Roll auf. Aus einer unitopistischen Arbeitsgemeinschaft geht das «zart & heftig – Forum beider Hochschwulen» hervor. Er wird 30 Jahre für die Rechte von homo- und bisexuellen Studis kämpfen, bis er mit dem Verein L-Punkt in «Polyunique» fusioniert. (af)*



Der Lichthof der Uni im Januar 1980: «Am Dienstag versammelten sich tatsächlich massig Studis im heiligen Lichthof. Verschiedene Leute äusserten ihre Wut über diese passive, gleichgültige Uni.»

zürcher studentin

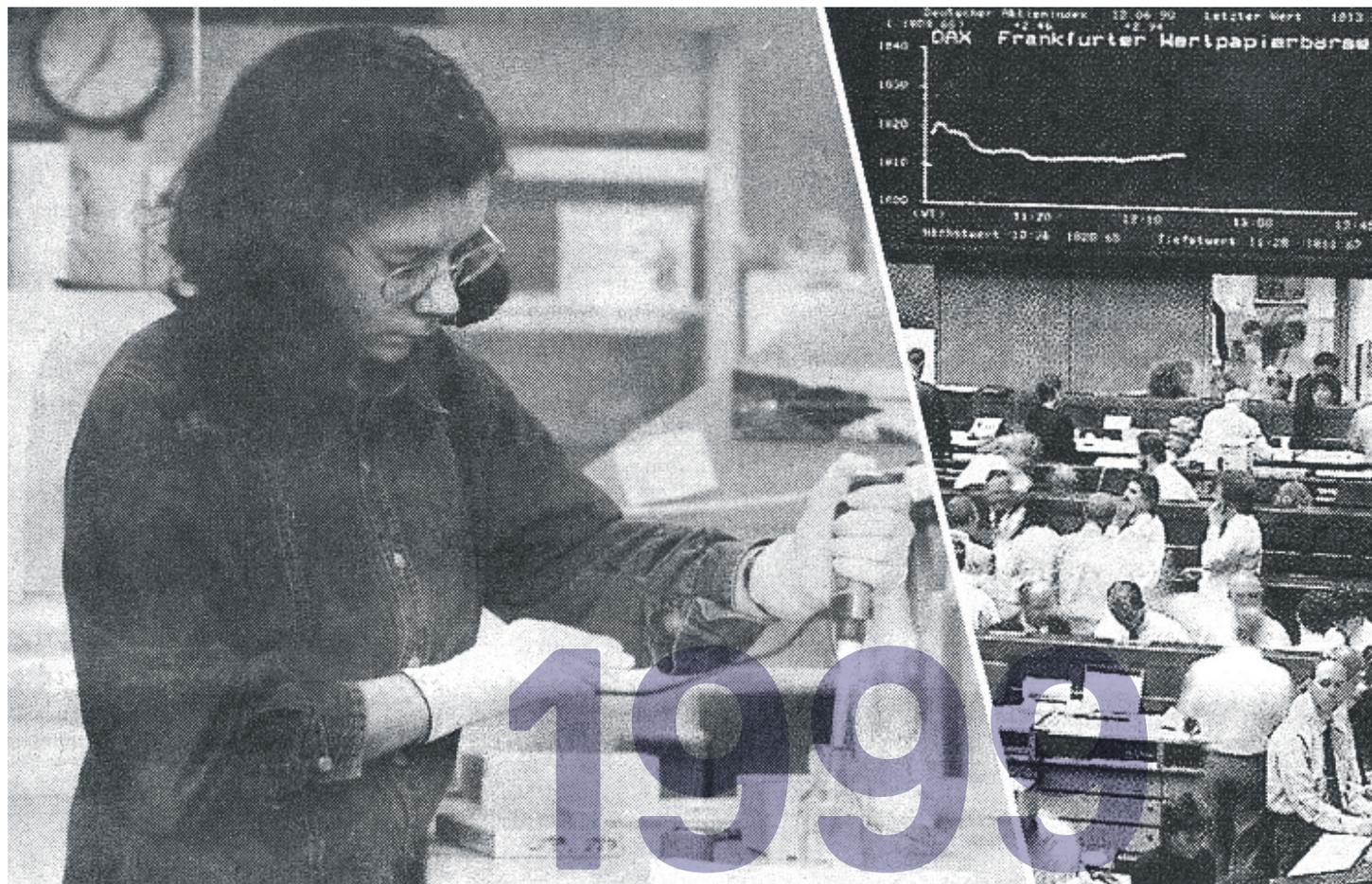
nr. 6/84 - 20. januar 2006, auflage 5000



Die Wirtschaft forscht mit

Immer wieder wird in den Medien über private Investitionen in Forschung staatlicher Hochschulen diskutiert - zuletzt vor allem über jene der UBS an Uni und ETH. Doch der Beginn des Phänomens liegt weit zurück. Schon 1999 widmete sich die ZS dem Thema.

Jakob Bächtold / 23. April 1999



Nur forschen, wenns die Wirtschaft bezahlt? Die Tendenz zu leicht nutzbaren Projekten steigt. Bild: Matthias Frey

Zum Gelde rennt, zum Gelde drängt doch alles. Neuerdings auch an den Hochschulen. Drittmittelfinanzierung heisst das Zauberwort, um das es sich an Uni und ETH mehr und mehr dreht. «Zwischen Unternehmen und Hochschulen muss unter gegenseitiger Wahrung der Unabhängigkeit ein Vertrauensverhältnis geschaffen werden», schreiben Bundesrätin Ruth Dreifuss und Bundesrat Pascal Couchepin im Vorwort der Broschüre «Die Universität von morgen». Mit dem 180 Seiten umfassenden Werk, das letzte Woche an ETH und Uni gratis aufgelegt wurde, möchte der Bund die Diskussion zur «Botschaft über die Förderung von Bildung, Forschung und Technologie» lancieren. Das Reformprojekt, mit dem frischer Wind in die Schweizer Hochschulwelt gebracht werden soll, wird zur Zeit in den eidgenössischen Parlamenten beraten.

Kompetenzen anders, Finanzierung neu

Neben einer Neuregelung der Kompetenzen der verschiedenen Gremien im Schweizer Hochschuldschungel gehören auch neue Finanzierungsmodelle zum Programm des Bundes. Die Ausrichtung ist klar: Die öffentliche Hand hat weniger Geld, also müssen die Hochschulen stärker durch «Dritte» finanziert werden, und die «Dritten», das sind Wirtschaftsunternehmen.

In der «Universität von morgen» schreibt Charles Kleiber, Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung, in Zukunft sei eine Verbindung von akademischer Denkart und Dienstleistungsdenken, eine Partnerschaft mit der Marktwirtschaft gefordert. Die Studis sehen dieser zunehmenden «Vermarktung» der Hoch-

schulen mit gemischten Gefühlen entgegen. Stefan Kirstensen, bis vor zehn Tagen der Co-Präsident des Verbands der schweizerischen Studentinnenschaften (VSS), meint: «Wir sind nicht prinzipiell gegen Finanzierung durch Dritte. Wenn aber weniger öffentliche Gelder zur Verfügung stehen und sich die Hochschulen stärker an der Wirtschaft orientieren müssen, dann wird dies negative Folgen haben.» Der VSS befürchtet, dass Fachbereiche, die für die Wirtschaft uninteressant sind, ins Abseits gedrängt werden. Kirstensen erklärt: «Die Interessen der Hochschulen und die Interessen der Wirtschaft sind nicht dieselben. Deshalb wird es Konflikte geben.»

Viele Institute und Abteilungen an der ETH und an der Uni arbeiten bereits seit langem mit Partnerinnen aus der Wirtschaft zusammen. «An der Abteilung für Elektrotechnik sind wir schon sehr lange mit der Industrie in Kontakt. Es geht dabei nicht nur um Drittmittelbeschaffung, sondern auch um Zusammenarbeit und Meinungsaustausch», erklärt Marcel Kreuzer, Sekretär der Abteilung für Elektrotechnik an der ETH. Die Elektrotechnik liegt besonders nahe bei der Industrie. Die Zusammenarbeit mit der Industrie ist denn auch intensiv. Im Schnitt werden 30 Prozent der Stellen in dieser Abteilung von Wirtschaftsunternehmen gesponsert. In einigen Instituten liegt der Anteil sogar bei 50 Prozent.

Forschung bleibt frei

Trotzdem betrachtet Kreuzer die Unabhängigkeit der Forschung nicht als gefährdet: «Wir sind immer noch absolut frei bei der Festlegung der Projekte. Natürlich arbeiten wir mit der

Industrie zusammen. Wir haben aber die Freiheit, Nein zu sagen, wenn wir bei einem Projekt, das uns ein Wirtschaftsunternehmen vorschlägt, nicht mitmachen wollen.» Dass die Wirtschaft kurzfristige Projekte eher bevorzugt, gibt auch Kreuzer zu: «Es gibt eine leichte Tendenz zu Projekten, die sich in absehbarer Zeit auch nutzen lassen.» Da aber die ETH über eine genügend grosse Grunddotierung von Geldern des Bundes verfüge, sei eine ausreichende Grundlagenforschung in keiner Weise gefährdet.

Für die Studierenden hat die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft an der Abteilung Elektrotechnik Vor- und Nachteile. Alex Koster, Präsident des Maschinen- und Elektrotechnikervereins (AMIV), meint: «Nähe zur Industrie ist im Ingenierstudium sicher wünschenswert, aber in Massen.» Der Fremdmittelanteil von etwa einem Drittel lasse die Entscheidungskompetenzen immer noch klar auf der Seite der Institute.

Probleme gebe es zuweilen bei Studierenden, die ihre Semesterarbeiten in der Industrie schreiben. Projekte bei denen die Studierenden ihren Arbeitsplatz direkt im Betrieb haben, würden nur einen geringen Anteil ausmachen, erklärt Alex Koster. Die Notengebung sei manchmal erschwert, weil sich die Betreuerin der Industrie aus Zeitgründen weniger um die Studierenden kümmere.

Zudem würden einige Firmen «Leistungsprämien» ausbezahlen. Dazu meint Koster: «Institutionalisieren möchten wir diese Praxis nicht, aber verhindern kann man sie wohl nicht. Zudem sind davon schätzungsweise nur ein bis zwei Studenten pro Semester betroffen.»

Die Investition von Privatgeldern in die Forschung sorgt an Uni und ETH und dementsprechend auch in der Schweizer Medienlandschaft schon seit Jahrzehnten für Kontroversen. Der vorliegende Text vom April 1999 widmet sich der Thematik des privatwirtschaftlichen Einflusses an der ETH, der ab damals durch den Bund vermehrt gefördert wurde. Zu Diskussionen führte vor allem die Angst vor einem Verlust der wissenschaftlichen Unabhängigkeit der Hochschule. Der Verband der schweizerischen Studentinnenschaften machte sich Sorgen, die ETH dementierte einen solchen Verlust.

Auch über die vergangenen 20 Jahre haben weder die immer erneuten Spenden noch der öffentliche Anstoss daran abgenommen. 2012 spendete die UBS 100 Millionen Franken für die Erstellung eines ganzen Centers an der Uni Zürich, die 2021 durch weitere 25 Millionen aufgestockt wurden. Im Sommer 2022 bekam auch die ETH 40 Millionen von der Grossbank.

Es hagelte Studierendenproteste und mediale Kritik. Die UBS ist nicht alleine, viele weitere Konzerne lassen ebenfalls Geld fließen so etwa der Chemiekonzern Bayer im vergangenen März mit über einer Million Franken im Rahmen einer Partnerschaft mit der ETH für «nachhaltige landwirtschaftliche Systeme und Produktionsmethoden». Die Hochschule beteuert nach wie vor ihre Unabhängigkeit. (hel)

Studierende erkämpfen die Macht zurück

Nachdem der Kantonsrat 1977 die Studierenden entmachtete, stieg deren Körperschaft 2011 wie ein Phönix wieder aus der Asche – der heutige VSUZH war geboren.

Corsin Zander / 23. September 2011

Die Studierenden der Uni Zürich haben heute im Vergleich zur anderen Schweizer Hochschulen ziemlich viel Mitspracherecht. Delegierte des Verbands der Studierenden der Universität Zürich (VSUZH) sitzen in den meisten wichtigen Gremien der Uni, von erweiterter Universitätsleitung bis Kernkommissionen, oft mit Stimmrecht. So sah es aber nicht immer aus: Im Jahr 1977 wurde der damalige, politisch links ausgerichtete Studierendenverein, der SUZ, auf Drängen des rechten Erziehungsdirektors Alfred Gilgen aus der Welt geschaffen. Darauf folgten über die Jahrzehnte verschiedene, weniger mächtige Formen von Studvertretungen, von KriPo bis StuRa.

Doch erst 2012 bekamen die Studierenden wieder die eigenständige, unabhängige und mitspracheberechtigte Vertretung, die sie mit dem VSUZH heute hat. Die Bedingung: Es durfte keine Zwangskörperschaft sein, man musste austreten können, wenn man es wollte. Für die Studis damals ein kleines Übel. Wie sich der Tod der SUZ und die Lancierung des VSUZH genau abspielten, berichtet der vorliegende Text aus dem Jahr 2011, geschrieben vom damaligen ZS-Redaktionsleiter und heutigen stellvertretenden Ressortleiter Zürich Politik und Wirtschaft beim Tages-Anzeiger, Corsin Zander. (hel)

Martin Roeck hat Historisches vollbracht. Seit über 30 Jahren hat es an der Uni Zürich keine verfasste Studierendenschaft mehr gegeben. Mehrere Versuche, sie wiederzubeleben, sind gescheitert. Nun hat es der Studierendenrat geschafft. Sein Präsident bleibt aber bescheiden: «Den Löwenanteil an diesem Erfolg hatten meine Vorgängerinnen und die Arbeitsgruppe, die sich im Projekt SUZ engagiert hatten.» Dennoch wird er als derjenige in die Geschichte eingehen, unter dem die SUZ wieder installiert wurde.

Der Tod der SUZ

SUZ – diese drei Buchstaben stehen für Studentenschaft der Universität Zürich. Und die hat eine lange, abwechslungsreiche Geschichte hinter sich.

Bis 1969 waren alle mit der 1919 gegründeten, bürgerlich geprägten SUZ zufrieden. Dann dominiert erstmals eine linke Mehrheit. Als diese 1971 die «Antikapitalistische und antifaschistische Aktionswoche» organisiert und Fahnen mit Marx und Engels im Lichthof aufhängt, hängt der Hausseggen in der Uni schief. Mehrere Studierende wollen aus der SUZ austreten und sie nicht länger mit ihren Studiengebühren mitfinanzieren. Doch der Austritt aus der Zwangskörperschaft ist ihnen nicht erlaubt.

Eine sehr viel grössere Gefahr als protestierende bürgerliche Studierende stellte der eben ins Amt gekommene Bildungsdirektor Alfred Gilgen dar. Er ging bei jeder Gelegenheit brachial gegen die Studentenschaft vor. Vier Jahre lang brodelte ein Konflikt zwischen den Studierenden und Gilgen. Als die SUZ 1975 zum Ende des Vietnamkriegs mit «solidarischen Grüssen» ein Telegramm an die revolutionären Studierenden Nordvietnams schickte, hatte Gilgen endgültig genug. Er erklärte die SUZ 1977 für illegal und löste sie auf.

Die SUZ war tot.

Sogar Gilgen ist dafür

«Es war wichtig für uns, die Geschichte zu kennen und genau zu analysieren», sagt Martin Roeck heute rückblickend. «Wenn wir überhaupt eine Chance haben wollten, mussten wir zwei Dinge klarstellen: Wir äussern uns zu keinen allgemeinpolitischen Themen, und ein Austritt aus der SUZ muss für jeden Studierenden jederzeit möglich sein.» Dem stimmt auch Altregierungsrat Alfred Gilgen zu. Gegenüber der ZS sagt er: «Die SUZ, über die heute abgestimmt wurde, ist ziemlich genau dasselbe, was der Erziehungsrat 1978 beschlossen hat.»



Die SUZ ist nach 30 Jahren wiederauferstanden. Illustration: Samuel Nussbaum

Eine verfasste Körperschaft sei als Ansprechpartner für die Uni und die Behörden die beste Lösung, betont er. Versöhnliche Töne vom ehemaligen Bildungsdirektor, der bis 1995 gegen jede Bestrebung, wieder eine SUZ einzurichten, gekämpft hatte.

Wenn es sogar gelingt, Gilgen mit ins Boot zu holen, sollte einer SUZ nichts mehr im Wege stehen. Und tatsächlich fiel die Abstimmung im Kantonsrat mit 99 zu 72 Stimmen klar aus. «Es war für uns entscheidend, dass wir Mitte-Parteien wie die BDP auf unsere Seite ziehen konnten», sagt Roeck. Am meisten Probleme habe ihnen die SVP bereitet.

An deren Spitze wehrt sich Matthias Hauser vehement gegen eine verfasste Körperschaft. Hauser bemängelt das «Demokratiedefizit» der SUZ. Er fürchtet, dass jemand, der austritt, «sein aktives, vielleicht auch passives Stimm- und Wahlrecht» verliert. Martin Roeck widerspricht: «Alle Studierenden, egal, ob sie Mitglied sind oder nicht, haben das Recht, ein

«Vielleicht haben die Studierenden nicht erkannt, wie viel wir für sie tun können»

Martin Roeck, damaliger Präsident des Studierendenrates

Referendum oder eine Initiative zu ergreifen.» Die SUZ werde auch von allen Studierenden gewählt werden.

«Attraktive Dienstleistungen»

Auf die kommenden StuRa-Wahlen im Herbst legt Roeck grossen Wert. In den letzten Jahren lag die Beteiligung bei den Wahlen bei maximal neun Prozent. «Vielleicht haben die Studierenden nicht erkannt, wie viel wir für sie tun können», vermutet Roeck.

Dies solle sich nun mit der SUZ ändern. Mit hilfreichen Dienstleistungen soll der Alltag der Studierenden erleichtert werden: «Ich denke da beispielsweise an einen Veloverleih zwischen Uni Zentrum und Irchel oder an mehr Kästli, welche die Studierenden nutzen können.» Die SUZ strebe aber auch kleinere Erleichterungen an wie Rabatte für ihre Mitglieder. SVP-Kantonsrat Matthias Hauser moniert, dass «all diese Dienstleistungen auch ohne die SUZ möglich wären». In der Tat werden heute bereits viele Dienstleistungen von der Zentralstelle der Uni Zürich angeboten.

Doch den Befürwortern einer verfassten Studentenschaft geht es auch um die finanzielle Unabhängigkeit von der Uni.

Roeck rechnet mit 60 Prozent der Studierenden, die ab dem Herbst 2012 ihren Mitgliederbeitrag von 13 Franken bezahlen. Damit könnte die SUZ ihr jährliches Budget um ein Dreifaches steigern. «Wenn wir dann mit zahlreichen attraktiven Dienstleistungen an der Uni präsent sind, entscheiden sich noch mehr dazu, Mitglied zu werden.»

Mehr Macht und allgemeinpolitisches Mandat

Wenn ein grosser Teil der Studierenden hinter der SUZ steht, kann die Studentenschaft auch mehr Druck auf die Universitätsleitung ausüben. Der StuRa sei bisher zu abhängig von der Uni gewesen, nicht nur finanziell sondern auch, weil er nicht zeichnungsberechtigt war.

Zwar werden die Studierenden in den einzelnen Kommissionen ernst genommen, sagt Martin Roeck. Doch in bedeutenden Gremien wie der Erweiterten Universitätsleitung (EUL), dem Unirat und Senat als Gremien sei die Studentenschaft untervertreten.

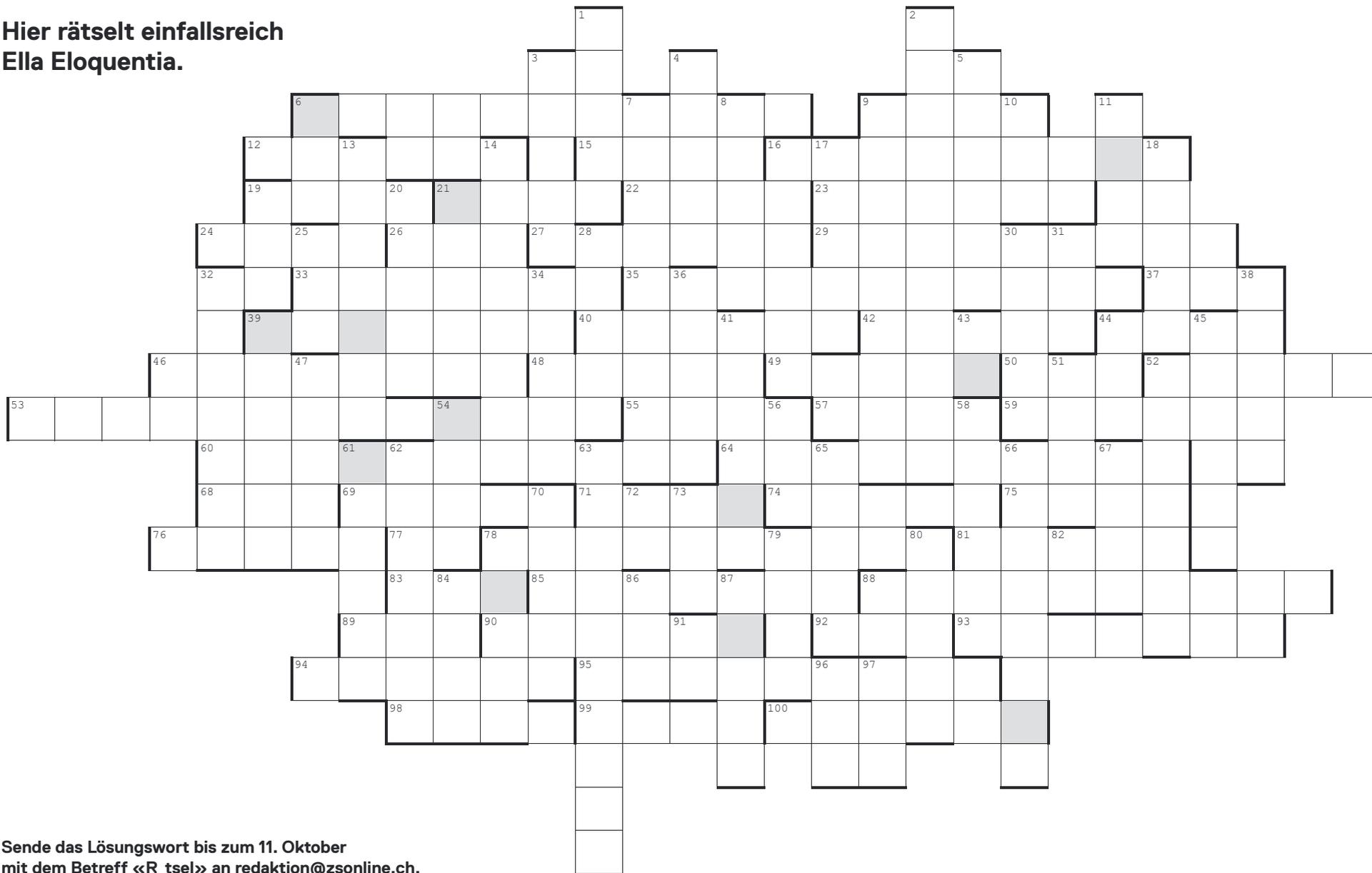
Roeck betont jedoch noch einmal ausdrücklich, dass die SUZ ihre wiedererlangte Macht nur in der Unipolitik einsetzen soll. Man wolle sich nicht zu allgemeinpolitischen Dingen äussern. Dies ist auch für Alfred Gilgen der wichtigste Punkt: «Ich erteile keine Ratschläge. Aber eins ist klar: Wenn die SUZ lange bestehen und ernst genommen werden will, muss sie auf das absurde allgemeinpolitische Mandat verzichten und sich nur zu Anliegen schweizerischer Studenten äussern.»

Doch darum kümmert sich Martin Roeck noch nicht: «Zuerst einmal müssen wir unsere Hausaufgaben machen und die Statuten so ausarbeiten, dass sie vom Unirat auch angenommen werden.» Martin Roeck möchte jetzt den letzten Schritt zur SUZ machen und das Projekt erfolgreich auf den Weg bringen. Gelingt ihm dies, wird er im Herbst 2012 tatsächlich als derjenige in die Geschichte eingehen, dem es gelungen ist, an der Uni Zürich nach über 30 Jahren wieder eine verfasste Körperschaft zu installieren.

Wie soll sie denn heissen?

Die Abkürzung SUZ ist bereits an das Soziologische Institut der Uni Zürich vergeben. Am wahrscheinlichsten ist es, dass die neue verfasste Körperschaft VSUZH heissen wird - Verband der Studierenden der Uni Zürich.

Hier rätselt einfallsreich
Ella Eloquentia.



Sende das Lösungswort bis zum 11. Oktober mit dem Betreff «R tsel» an redaktion@zsonline.ch. Zu gewinnen gibt es je ein Jahresabo der «WOZ» und des «Reportagen Magazin» und 3x2 Gutscheine für die Kinos Riff aff und Houdini



Waagrecht

6 Nicht leitender Leuchtkörper, sondern much-opposed Inklusionsinstrument 9 Als Kurve unbeliebt, als Richtung gängiger Ferienort 12 Künstlerisches Plättchenkleben 15 Gewebebausch umflattert Tänzerinnen 16 Den Anblick dieses Mannes fürchten Matrosen 19 Mengenbegriff oder Aufforderung zur Kompensation 21 Den grösseren teilen sich Italia und die Schweiz 22 Zustand einer nicht zu weckenden Engländerin 23 Beinahe würziges Stück Westküste 24 Weiss mit rot wird blass, pudrig oder zart 26 Die schweizerische wurde vor 22 Jahren gegründet 27 Bei diesem ist die Gelegenheit zu packen 29 Das erhabene Geschwisterteil von Sprühdosenwerken 33 Das kommt mir nicht ins Haus, geschweige denn ins Land! 35 Allen Augen ausgeliefert, wie Personenverkehr und Rundfunk 37 Deutschlands linkeste Tageszeitung 39 Was das Ausland für Schweizer Müll ist und ein offenes Ohr für Probleme aller Art 40 Flatterer steht auf Glanz und Glitzer 42 Bei diesem Sand sitzen nicht nur Spanier und essen Brot 44 Ein Scherenschnitt der Zeit 46 Sowohl Kleiderladen als auch Gemüse macht bittere Kost 48 Streetwear-Brand? Oberflächliche Frau! 49 Solothurner Trend kursiert auf Memepages und überhalb abrasierter Seiten 50 Dominiert derzeit die Debatte um Akzeptanz von Faschisten in der Demokratie 52 Schmeichelnder Aufstrich, rund um die Lippen aufzutragen 53 Neunzig Rappen für neunzig Zeichen – in der heutigen ZS abgeschafft 55 Seit leider anderthalb Jahren als Sendestation bekannter als Radio Jerewan 57 Gibt die ZS-Redaktion jede Ausgabe dazu 59 Live-Hörbuch 60 Durch Werbung finanziert er Zustand der ZS 64 Redaktionsuniform wärmt sowohl Taille als auch Hals 68 Ein neuer Impuls gegen die Matrix 69 Der mit 180 die Autobahn herunterpolternde 71 Kleinster Detektivführer gibt die Parole vor 74 Brännt heute nur noch im Tatort 75 Diese Todsünde wird Antikapitalist*innen gerne unterstellt 76 Seine wurde Achilles zum Verhängnis 77 Bei Myself und I selbstverständlich dabei 78 Kurzer Flirt der ZS in den Dreissigerjahren 81 Treffen zwei Subkulturen im Schauspielhaus aufeinander... 83 Das allem zuvorkommende – zumindest wenn man in love ist 85 Hätte Munch mehrere letzte gemalt 88 Act des Wandels, wie er dem 69 waagrecht gefällt 89 Lediglich ein bisschen, jedoch nicht mehr als das 90 Ist, wer Böses dabei denkt 92 Die unfern liegende Verneinung 93 An Craft-Beer, Adidas-Schuhen und zu kurzer Mütze zu erkennen 94 Unter dem alles beendet ist und gegen den alles missfällt 95 Wird von Zeitungen, Pärchen oder Monarchen gefeiert 98 Im Amtsgeheimnis zentral 99 SZAs Album ist mit C Nachahmung, mit F digitaler Detektiv 100 Gestreiftes Insektenmännchen lieferte beim Züri-Fäscht eine eher unspektakuläre Show

Senkrecht

1 Basilikumpaste beschert Studis einfach leckeres Abendessen 2 Ein Bad darin verleiht lebenslängliche Kraft 3 Suchen San Francisco und die Bäckeranlage heim 4 In den Medien schon vor Finn Canonica relevant 5 Fast englische Möwe entpuppte sich als Putin-Freund 6 Tranceklänge aus Indien begeistern nicht nur Yoga-Touristen 7 Weimars vielfältigster Pseudonym-Autor 8 Beim Menschen in der Mitte, beim Schiff unter Wasser 9 Verursacht Tod und bestätigt ihn post mortem 10 Was Dick und Doof mit Simon und Garfunkel gemeinsam haben 11 Kurzer Feinkostladen 13 Säubert flüssig oder fest alles von Mensch bis Pferd 14 Begann für so manche NZZler bei der ZS 16 In Kapselform umstritten, von Snobs schwarz genossen 17 Den soren schmerzt der verlorene Sieg 18 Verlässt früh das Schiff und selten die Vorratskammer 19 Zuhause aller Arten oder Synonym für 47 senkrecht 20 Hier wird Neues gefunden und Altes untersucht 21 Moglis liebstes Fortbewegungsmittel 25 Der Engländer tut es täglich, der Deutsche badet darin 28 Wird in Frankreich oft auf dem Ärmel oder dem rechten Fleck getragen 30 Zu guter Letzt das Endspiel 31 Wer nicht Auto fahren kann, versuche es kurzerhand mit Fussball 32 Beherbergt Landwirtschaftliches und Heu 34 Gesagt... 36 Würzlösung reinigt, schmeckt und macht schön 38 Dient Zahntfernung und Heimrenovation 39 Wenn man mit Mac and Cheese zum fancy Znacht lädt 41 Sowohl 18 senkrecht als auch 100 waagrecht zählen in der Schweiz als solche 43 Ich, Du und Sie sind ohne nicht vollständig 44 Wurde im DSM um ein H bereichert 45 Dieser Fast-Food-Clown sammelt Spenden für McKrankenhäuser 47 Physikalisch interessantes Wirrwarr 51 Befehl der Mutter! Droht bei Nichtbefolgung dieses Feuer? 52 Jahre ZS, herzlichen Glückwunsch! 54 Wüstenfleck fördert Auszeit, sofern er echt ist 56 WOeentlich erscheinende Nachfahrin der Zs 58 So mag Schriftsteller Max sein Gemüse 61 Kalte Feststellung des Pyromanen nach vollendetem Werk 62 In der Stadt mehrerer Hans' kennt jeder den Apostel Paulus 63 Erfunden unterhaltsam oder pflicht emäss wahrheitsgetreu 65 Lateinisches Licht, nicht zu verwechseln mit lateinischem Licht 66 Täglich der linkere Geselle der Neuen Zürcherin 67 Mit K ist sie nicht mehr da 70 Im Ultraschall muss es schnell gehen! 72 Schottische Vorsilbe, nicht nur für Hip-Hop-Musikanten 73 Kleingeschrieben personenbezogen, all caps Welt-Gesundheitsvorschriften 78 Gutaussiehende Österreicher*innen oder unvollendete Schweizer Party 79 Nach ihrer Schwester ist unsere Stadt benannt, nach ihr nur ein Feld 80 Drückt bei psychischer Belastung und falscher Kleiderwahl 82 Das Gegenstück zu Ella 84 Klassischer Alleingang tut den Ohren wohl 86 Schweinematrätze 87 Werbetexterin macht auf Bildschirmen Paris unsicher 91 Englisch Pfund 96 Nur in Deutschland verfügbare Mediathek 97 Mit A 44 waagrecht, mit N fürstliches Gas

Senf der Redaktion ...



Heinsler / Nächtliches Herumtreiben

Altes Fernsehen – Befremdend, zauberhaft, unangenehm, anregend, absurd, schockierend – noch lange nicht genug Adjektive, um die zweite Folge der ZDF-Serie «Durch die Nacht mit...» mit Künstler Christoph Schlingensiefel und dem unverschämten, später wegen Drogen und Prostitution verurteilten Talkmaster Michel Friedman zu beschreiben. In der 2003 ausgestrahlten Sendung bewegen sich die beiden charakterlich sehr unterschiedlichen Persönlichkeiten durchs nächtliche Frankfurt, essen in Restaurants, gehen in Museen – und streiten sich heftig. «Durch die Nacht mit Christoph Schlingensiefel und Michel Friedman», Youtube



Stählin / Züriwasser

Erfrischung – 1200 Brunnen gibt es in Zürich. 400 davon mit frischem Quellwasser. Mein Liebling; auf halbem Aufstieg zwischen Central und Uni – auf der Mauer. Versteckt in die Wand gemeisselt, bringt mir das türkise Wasser oftmals Abkühlung. Romantisch vermoost, auf guter Höhe, mit passendem Wasserdruck und angenehmem Trink-Winkel, lasse ich ihn mir selten entgehen.

Gratis – bei jedem Brunnen in deiner Nähe



Frank / Besser als Kant-Puns

Existenziell – Ein Lachen in der Philosophiebibliothek kann zwei Dinge bedeuten: 1. Es ist eigentlich ein Aufheulen beim Versuch, das Ende eines Kant-Satzes zu finden oder 2. jemand hat ersteres aufgegeben und liest einen «Existential Comic». In diesen Webcomics sieht man Socratesman gegen einen moralischen Relativisten kämpfen oder Marx zur Revolution aufrufen, weil er im Monopoly verliert. Darüber können auch die Nicht-Philosoph*innen lachen, die für die Disziplin sonst nur ein müdes Lächeln übrig haben.

Wöchentlich neue Comics auf existentialcomic.com



Progin / Road Rage

Köpfchen – In Zeiten multipler Krisen werden die Gesichter der Menschen länger – ihre Zündschnüre hingegen kürzer. Im Strassenverkehr lässt sich das gut beobachten. Besonders an roten Ampeln versammeln sich gerne rote Köpfe. Dort brüllen oder hupen sie sich an, verlangen die sofortige Freigabe der Strasse oder andere Dinge, die durch die Windschutzscheibe dringend erscheinen müssen. In solchen Situationen ist man als unbeteiligte*r Velofahrer*in oft überfordert. Da hilft nur eines: klugen Kopf bewahren.

Velohelm, in jedem Veloladen Jonathan Progin ist Redaktor der «Finanz und Wirtschaft»



Kunz / Dosen-Prosecco

Schaumwein – Ich habe das noch nie öffentlich zugegeben, aber ich mag «Blusecco». Das ist der Prosecco aus der Dose, der etwas nach Alufolie schmeckt. Vermutlich mag ich «Blusecco», weil Paris Hilton im Jahr 2006 einmal Werbung gemacht hat für einen Dosen-Prosecco und mich das zutiefst beeindruckte. Ich dachte: Wow, Dosen-Prosecco. So schick! So handlich! Damals war ich dreizehn. Heute bin ich dreissig. Manche Dinge ändern sich nicht.

Für ca. 2 Franken im Supermarkt erhältlich

Nina Kunz ist Autorin und Redaktorin bei «Das Magazin»



Kuratli / Scharfe Aussichten

Laserblick – Während 15 Jahren habe ich mich den üblichen primitiven Sehhilfen abgemüht; Augenentzündungen, Materialverschleiss, im See versenkte Brillen und kriminelle Velofahrten wegen Linsenverlusts inklusive. Vor fünf Jahren begab ich mich dann endlich unters Lichtmesser. Der Eingriff dauert keine Minute und bedeutet pure Lebensqualität. Der einzige Nachteil: Ich kann die nervige schweizerdeutsche Werbung für Augenlasern so scharf wie nie lesen.

Femto-Lasik, ca. 3000.- und jeden Rappen wert

Michael Kuratli ist Co-Chefredaktor des Filmbulletin



Vogt / Ausgegrenzt und verfolgt

Augenöffnend – Ich ging spontan ins Kino, ohne Erwartungen, und wurde völlig überrascht: Ein Einblick in eine Parallelgesellschaft mit einer sehr reichhaltigen Kultur, die fast nur noch im Verborgenen gelebt wird, wegen ständiger Ausgrenzung und Diskriminierung, aufrüttelnde Schicksale. Die drei Filmemacher sind ins «jenische Europa» gereist und zeigen mit berührenden Aufnahmen, was das Jenische war und ist, und halten unserer Gesellschaft, so ganz nebenbei, den Spiegel vor.

«Ruäch», im Kino



Marti / Verschwende deine Jugend

Kraftmeierei – Bundesrat Ignazio Cassis hat an einer FDP-Veranstaltung gesagt, dass er keine Zeitungen mehr lese. Und seit er das tue, habe er dreimal mehr Kraft und verschwende weniger Zeit. Noch mehr Kraft als das Zeitungslesen kostet natürlich das Zeitungsmachen, wie Generationen von ZS-Redaktor*innen bezeugen können. Dennoch gehört es zu den schönsten Kraftmeiereien und Zeitverschwendungen, die man sich denken kann. Auch noch in hundert Jahren hoffentlich.

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Min Li Marti ist Verlegerin der Wochenzeitung «P.S.» und Nationalrätin der SP



Behrends / Nächstes Semester

Ungenügend – Hinter jeder Tür wartet eine Entscheidung. So verbrachte ich in der siebten Klasse den für einen Aufsatz bestimmten Nachmittag lieber badend am See. Thema war ein Vergleich zwischen dem Schneidergesellen Strapinski und dem Buchhalter Böhni. Das Endprodukt musste am nächsten Tag im Klassenzimmer vorgetragen werden: «Die Charaktere sind sich nicht ähnlich und haben keine Gemeinsamkeiten. So wenig, wie ein Aufsatzthema durchdacht sein muss.» Hinter dieser Entscheidung wartete eine Tür.

Faulheit – gratis, aber mit Konsequenzen



Kohler / Was wäre wenn...

Iran – Wovon würde ich heute reden, wäre ich wieder ZS-Redaktor? Mehr als fünfzig Jahre später, aber mit doppeltem Wissen: dessen, was damals wichtig schien, und was heute der Fall ist. «Retten Farah Dibas Söhne eine korrupte Oligarchie?» war 1967/1968 ein Spitzentitel, als ich Redaktor war. Zehn Jahre später wurde der Schah vertrieben und ein Regime installiert, blutiger als es die Pahlevi-Dynastie je war; noch immer an der Macht und seine besten Kinder ermordend. Was diese Erfahrung bedeutet – darüber würde ich schreibend nachdenken wollen.

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Georg Kohler ist emeritierter Professor für politische Philosophie an der Uni Zürich



Zander / Group Therapy

Musik – Wenns mal wieder laut ist im Grossraumbüro und ich einen Artikel abliefern muss, hilft die Radioshow von Above&Beyond. Der Trance von Jono Grant und Paavo Siljamäki ist nicht sonderlich gut, aber ihr Klangteppich hilft, alles andere rundherum auszublenden und in den Schreibfluss zu kommen. Jede Woche gibts ein neues DJ-Set. Kennengelernt haben sich die beiden übrigens an der Uni in London.

Above&Beyond: Group Therapy Radio

Corsin Zander ist stellvertretender Leiter Zürich Politik & Wirtschaft beim «Tages-Anzeiger»



Maurer / On Patrol

Ausgeruht – Ich bin kürzlich wieder Mal mit dem Flixbus gefahren. Nach Berlin, zwölf Stunden, über Nacht. Ihr denkt wohl: «Ward am nächsten Morgen verkatert. Hat sich längs über die Sitze gelegt und sich so den Rücken zermartert.» Nein, diesmal war meine Technik perfekt: Füsse unter den Sitz, Körperachse schräg, und zwischen Schulter und Kopf: Ein kleines Kissen von «Paw Patrol». Das hat mir mein Bruder geschenkt.

Paw Patrol Kissen, 12.95.-



Reisinger / Fundstück, Glücksfund

Schnäppchen – Beim Kunsthhaus, gegenüber vom Restaurant Santa Lucia, dort wo ehemals das Musikhaus Jecklin war, hat sich nun ein Antiquitätenladen eingerichtet. Ab und an stellt der Besitzer einen Tisch vor die Eingangstüre, auf dem sich Kunstbücher aller Art türmen. Eine Dokumentation von John Hartfields Fotomontagen aus der Nazizeit oder ein Sammelband von Andreas Züst Schnapsschüssen konnte ich schon für nur fünf Franken ergattern.

Stand 132, Kurt Stäubli Buchantiquariat



Heimann / Fischbrötchen und Pils

Friesische Freiheit – «Nie fühle ich mich freier, als wenn ich die Gegend per Pedale erkunde», habe ich im Senf der ZS 5/18 geschrieben. Dieser Philosophie bin ich treu geblieben. Aktuell radle ich der friesischen Küste entlang, von Bremerhaven bis Groningen. So wie Fries:innen beim Anblick der Alpen baff sind, so geht es mir mit Ebbe und Flut der Nordsee. Das Meer ist ganz nah – wenn man nur Gelato gegen Fischbrötchen und Aperol Spritz gegen Jever Pils tauscht!

Guseu: Bicycle Race, EMI 1978. Reto Heimann studiert an der Deutschen Journalistenschule



Gashi / Für mehr Medienvielfalt Online-Magazin

– Auf Schweizer Redaktionen ist die gesellschaftliche Realität noch nicht angekommen – die Teams sind oft zu wenig divers, zu wenig inklusiv. Das drückt sich auch durch die Berichterstattung aus. Baba News ist da eine der wenigen Ausnahmen. Das Online-Magazin berichtet aus dem Inneren der multikulturellen Schweiz – sie reden mit den Menschen, statt über sie.

Hier unterstützen: member.babanews.ch

Adelina Gashi, freie Reporterin in Zürich und Prishtina

... und ehemaliger Redaktor*innen



Schubarth / Abkühlung

Hektisch – Wer die letzten sonnigen Tage noch in der Badi oder mit einem kurzen Schwamm am Letten auskosten möchte, kommt schnell zur Welt. Denn halb Zürich denkt sich dasselbe und eilt pünktlich zum Feierabend an Flussufer und Seebecken. Da lohnt sich ein kleiner Ausflug aus Zürich hinaus: Am linken Seeufer ins Seebad Rüschlikon (gratis) oder nach Affoltern an den Katzensee.

Züri-Koller behandeln – leicht gemacht



Süß / Im Hangelwahn

Trendsport – Sie schiessen aus dem Boden und werden sogleich von allen Seiten freudig besprungen: Boulderwände. Trotz geglaubter Hypeimmunität zieht es auch mich seit dem ersten Versuch wie magisch an die bunten Griffe. Leider kostet das spassige Hangeln pro Eintritt rund 20 Franken. Ein Verein gibt Gegensteuer und organisiert auf seinem frei zugänglichen Würfel sogar Kurse für Geflüch etc. Alléz!

z.B. Triofan Schnupfen der Marke Verfora, circa 14 Franken.

Leah Süß ist Volontärin bei «AWP Finanznachrichten» und Master-Studentin in Anglistik.



Mariani / Bonne projection!

Kino – Es gibt nur wenige studentische Vereine, die so alt sind wie die ZS. Einer davon zeigt seit 1924 Filme. Bis heute ist das Kino in Studihand geblieben. Dieses Semester werden 10 Filme zum Thema «Sex!» gezeigt. Unter anderem stehen «Le Genou de Claire» vom Nouvelle-Vague-Regisseur Éric Rohmer oder «Comizi d'amore» von Pier Paolo Pasolini, wofür er 1963 durch ganz Italien gereist ist und Menschen nach der Liebe und ihrer Einstellung zu Sexualität befragt hat.

Filmstelle – gratis für VSUZH- und VSETH-Mitglieder



Rhyn / Politthriller

Podcast – «So spannend wie House of Cards.» Das Versprechen der Tagi-Kollegen im «Apropos»-Podcast zur Verfassung ringt mir zuerst nur ein Schmunzeln ab. Dann folgt ein 40-minütiger Politthriller zur Entstehung der Schweiz. Abseits von Rütli und Tell-Folklore. Geschichtsjournalismus at it's best. Und: Auch das Verfassungs-Update der «Republik» ist interessant. Züri vergrößern? Ich bin dabei.

Auf allen gängigen Streaming-Diensten

Larissa Rhyn leitet die Bundeshausredaktion und ist stellvertretende Leiterin des Inlandressorts beim «Tages-Anzeiger»



Bolliger— Moth Busters!

Jagd – Ich stehe mit dem Staubsauger in der Hand da wie ein Gespensterjäger – nur in sehr uncool. Denn das Grauen kommt in meinem Fall nicht aus einer anderen Dimension, sondern aus dem Küchenschrank. Und ich gehe auch nicht auf Jagd nach grünen Glibber-Monstern, sondern nach kleinen braunen Fliege-Viechern. Normalerweise kann ich Prokrastination nur jeder* jedem empfehlen, aber glaubt mir, bei Mottenbefall lohnt sich das echt nicht.

Mottenfalle in der Migros, ca. 8 Franken

Jan Bolliger ist Volontär beim «Tages-Anzeiger» und Geschäftsleiter des Medienvereins ZS.

